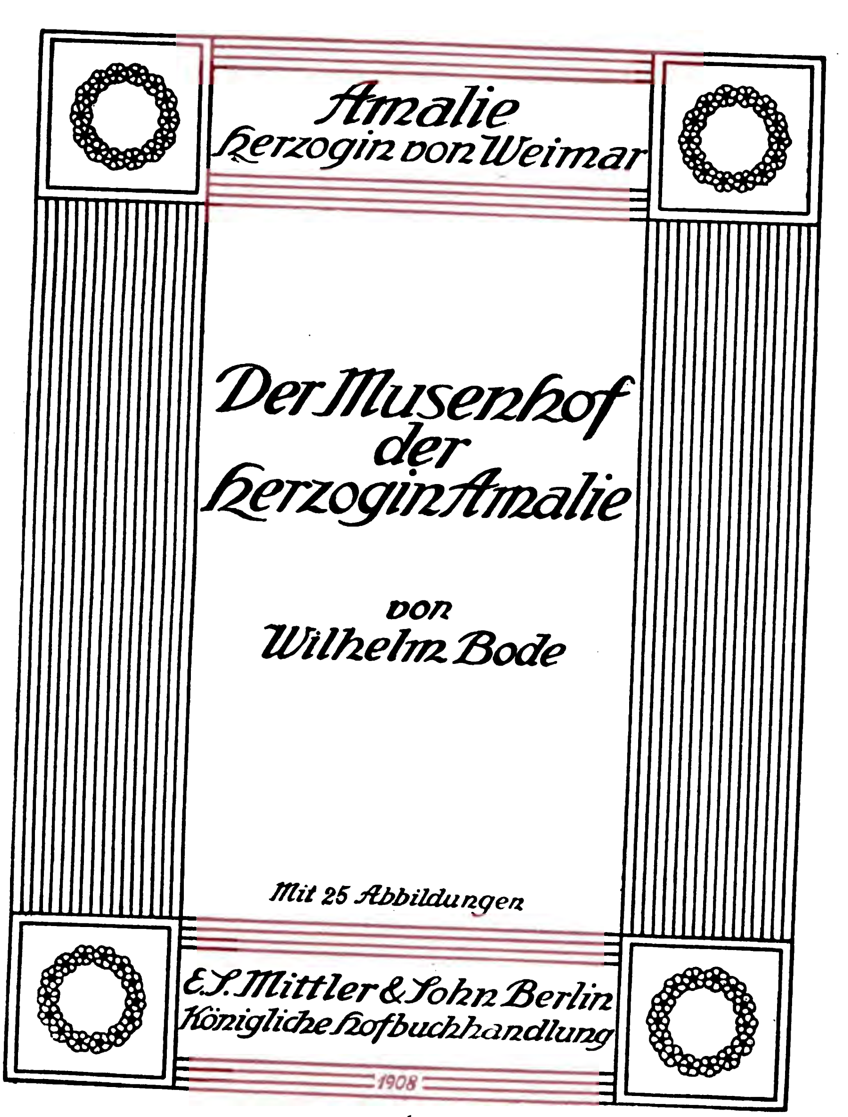
Der Musenhof der Herzogin Amalie

Bode
EOB



Herzogin Amalie von Weimar.

Aus einem Gemälde im Wittumspalais zu Weimar.



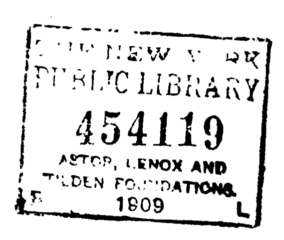
Amalie
Herzogin von Weimar

Der Musenhof der Herzogin Amalie

von
Wilhelm Bode

Mit 25 Abbildungen

E. S. Mittler & Sohn Berlin
Königliche Hofbuchhandlung
1908





Eine kleine deutsche Stadt und ein Dutzend Jahre des achtzehnten Säkulums erscheinen hier, aber es ist just Weimar und es sind just die ersten zwölf Jahre von Karl Augusts Regierung, von seiner Mutter Mußezeit, von Goethes und Herders Anwesenheit. Es sind die Rauschjahre der weimarischen Genies und auch ihre ersten Ernüchterungs- und Entsagungsjahre.

Man erhält kein vollständiges und kein gerechtes Bild der Menschen, wenn man von ihrer Lebenszeit nur zwölf oder noch weniger Jahre in's Auge faßt. So kommen in diesem Buche Schiller und die Herzogin Luise noch nicht zu der Ehre, die sie sich später erwarben und die ihnen heute gebührt. Aber die Vorteile solcher zeitlichen Absonderung sind doch auch groß: wie oft fälschen wir nicht unfreiwillig und unbewußt die Geschichte einer älteren Vergangenheit, indem wir sie nach den Ereignissen, Erfahrungen und Ergebnissen der nachfolgenden Zeiten beurteilen! Wie oft nehmen wir es nicht unseren Vorfahren übel, daß sie ihre Zukunft so wenig voraussahen wie wir die unsere!

Will aber der Leser die Geschichte dieser zwölf Jahre von der vorhergehenden und der nachfolgenden Zeit her ergänzt, beleuchtet und berichtigt haben, so werden ihm die zugehörigen Bücher: ‚Das vorgoethische Weimar' und ‚Ein Lebensabend im Künstlerkreise' eine solche Vollständigkeit bieten. Manches Bild rundet sich in der Tat erst für den Leser der drei Bändchen, besonders auch die Lebensgeschichte der Herzogin Amalie, die hier im Mittelpunkte der weimarischen Welt steht.

Weimar, 22. August 1907.

Dr. Wilhelm Bode.



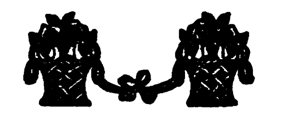
Inhalt



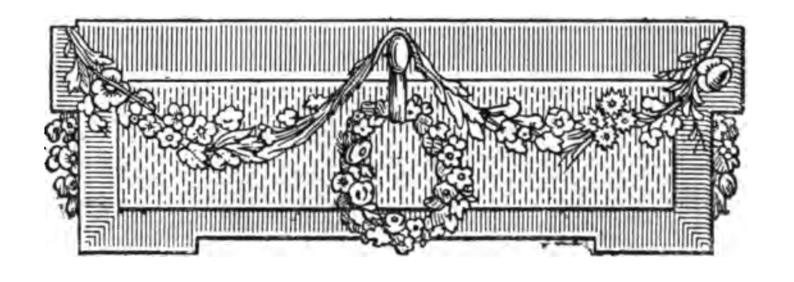
Verzeichnis der Abbildungen

1. Im Text.

2. Beilagen.







Erstes Kapitel.

Der junge Hof.

Am 3. September 1775 übernahm Karl August die Regierung, am 3. Oktober vermählte er sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, am 17. Oktober zog das junge Paar in Weimar ein.

Nun gab es im Städtchen drei fürstliche Hofhaltungen für vier fürstliche Personen: das neuvermählte Paar bildete den ‚jungen Hof', Herzogin Amalie regierte den ‚alten Hof', und ihr zweiter Sohn, des Herzogs Bruder Konstantin, hatte eine dritte Haushaltung.

Die große Hofgesellschaft umgab jetzt den jungen Herzog; alle die Inhaber der zahlreichen Hofämter, die früher schon freiwillig auf den künftigen Herrn geblickt hatten, horchten jetzt pflichtmäßig auf seine Wünsche. Sein Obermarschall war zunächst noch der alte, behagliche Herr v. Witzleben, Hofmarschall der alte Herr v. Schardt; Reisemarschall ward Leonhard Freiherr v. Klinkowström, Oberstallmeister: Freiherr

v. Stein, Schloßhauptmann zu Eisenach: v. Göchhausen. Kammerherren waren die adligen Herren Geusau, Arnswald, Staff, Moltke, Witzleben, Werther, Stubenvoll, Siegmund Seckendorff, Wedel, Einsiedel. 1784 fehlen Schardt und Geusau in der Liste, Klinkowström ist Hofmarschall; Geheimer Sekretarius und Schatullier ist Bertuch geworden, und unter den Kammerherren ist ein zweiter Seckendorff.

Die Herzogin Luise hatte anfangs als Oberhofmeisterin eine Gräfin Gianini und als Oberhofmeister den Grafen Görtz; ihre Hofdamen waren Fräulein Marianne v. Wöllwarth und Fräulein Adelheid v. Waldner. Görtz ging recht bald in preußische Dienste, sein Posten wurde nicht wieder besetzt, und als die Gräfin Gianini um 1783 starb oder abging, auch der ihrige zunächst nicht. Fräulein v. Wöllwarth verheiratete sich mit dem Oberforstmeister v. Wedel, blieb aber Hofdame; zu ihr und der Waldnern trat als dritte Hofdame ein Fräulein v. Riedesel hinzu.

Der Herzog und die Herzogin verbanden sich als Achtzehnjährige miteinander, als zwei unerfahrene junge Menschen, die sich eben erst ihren Lehrern und Aufsehern entwunden hatten. Die junge Herzogin war eine Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen; ihre Mutter, ‚die große Landgräfin Karoline', war im Frühjahr 1773 gestorben, ihren Vater kannte sie kaum, denn er lebte nicht in seiner Hauptstadt, sondern regierte sein Land durch schriftliche Befehle von Pirmasens aus, wo er bei und mit seinen Soldaten, denen sein Herz ganz gehörte, die Tage verbrachte. Er hat selber ausgerechnet, daß er mit seiner Gattin 32 Jahre, 32 Wochen und 6 Tage verheiratet war, aber nur 14 Jahre,



Karl August bei Antritt seiner Regierung.

Von C. Müller.



13 Wochen und 2 Tage im gleichen Orte mit ihr verlebt habe. Um seine Töchter bekümmerte er sich nicht; sie wurden nach Petersburg, Homburg und Karlsruhe verheiratet, ohne daß er die Schwiegersöhne sah. Luise fand nach dem Tode ihrer Mutter Aufnahme in Karlsruhe bei ihrer Schwester, der Markgräfin von Baden; sie fühlte sich wenig glücklich dort, und als sich Ende 1774 zwei Bewerber einfanden, entschied sie sich leicht für denjenigen, der ihr der bessere schien. Dieser aber, der weimarische Erbprinz Karl August, hielt um sie an, weil seine Mutter, der Statthalter v. Dalberg und andere Berater seine Gedanken auf die hessische Prinzessin gelenkt hatten, die sie für die günstigste der sich eben darbietenden Partien hielten. „Sieht er als Verliebter gut aus? Ist er sehr ergriffen?“ fragte Herzogin Amalie brieflich seinen Begleiter Graf Görtz. Aber der Sohn war nicht so verliebt, daß es ihn angreifen mußte. „Ich habe meine Luise gefunden, wie ich sie wünschen konnte,“ schrieb Karl August heim an Wieland. „Sie ist nicht schön, aber wenn man sie liebt und sie fühlen läßt, daß man sie liebt, ist sie unendlich angenehm. Sie ist von mittlerer Größe, die Augen sind groß und kornblumenblau, voll eines sinnigen Charakters. Nase und Mund sind klein und der Zug ihres Gesichtes in allem wohl gebildet. Ihr Herz ist edel, freimütig und kräftig. Sie ist sehr einfach, wenn man zu ihr spricht.“ Knebel, der auch mit zu den wenigen Begleitern gehörte, scheint an Wieland noch deutlicher, als dieser Brief es sagt, geschrieben zu haben, daß von einem schwärmerischen Zustande der jungen Leute nicht die Rede sein könne; denn Wieland antwortete: „Ich denke, beide werden das für einander empfinden, was zum

Glück des ehelichen Lebens (welches Fürsten ohnehin weniger empfinden als Privatleute) nötig ist, und das ist genug und, alles wohl erwogen, besser, als wenn sie Amandus und Amanda miteinander spielten."*) An den Minister Fritsch aber schrieb Karl August in den gleichen Tagen,**) er finde in seiner Braut einen männlichen, guten, wahren und entschiedenen Charakter, und darauf gründe er die Gewißheit seines Lebensglückes.

Er wußte noch nicht, daß ein weiblicher, weicher, hingebender Charakter den Mann, und gerade den männlichen Mann, wie er war, viel glücklicher macht. Seine Luise wäre besser Äbtissin eines Klosters als Gattin und Mutter geworden; für sie mußte die Ehe eine Enttäuschung werden und deshalb auch für ihn. „Sie ist nicht glücklich und macht nicht glücklich", berichtete Wieland im März 1776 an Lavater und fügte hinzu: „Warum kann Karl August den Engel nicht mit meinen Augen sehen? Warum kann Luise den edeln, guten, biederherzigen, wiewohl auf halbem Wege verunglückten Heros Karl August nicht mit meinen Augen sehen? Warum? Warum?" Graf Christian Stolberg schrieb im gleichen Sommer an Klopstock: „Luischens Zustand rührt mich unbeschreiblich. Sie sind freilich gar nicht für einander gemacht und haben sich nie geliebt." Goethe wollte sich lange nicht darein finden, daß die beiden guten Menschen nicht mit und durch einander froh werden sollten. „Die junge Herzogin war heute in des Herzogs Stube," schreibt er einmal, „ganz in Gestalt und Wesen eines Engels; sie

*) 13. Januar 1775. Knebels lit. Nachlaß. Leipzig 1840, II, 209.

**) Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, Karl August und der Minister v. Fritsch. Weimar 1874.



Herzogin Luise.

Von Goethe gezeichnet.

Mit besonderer Erlaubnis aus einer Mappe der Goethe-Gesellschaft.

waren lieb zusammen", und im September 1776 an Lavater: „Über Karl und Luise sei ruhig! Wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind. Nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte."

Aber leider war nicht das wandelbare Schicksal schuld, und Goethes Bemühen konnte nichts nützen. Sondern hier antwortete nicht Weiblichkeit auf Männlichkeit, wie die Ehe es will, und ferner hatte Luise zwei Eigenschaften, die auf den Gatten und auf ihre ganze Umgebung immer wieder wie Kältestrahlen wirkten. Das eine war ihr Fürstenstolz, ihr strenges Auseinanderhalten der Stände, ihre Verehrung würdiger und feiner Formen, ihre Pikiertheit, wenn der Gatte oder ein Anderer sich nach Natur- und Augenblicksrecht statt nach hergebrachter höfischer Sitte benahm. Das zweite Erkältende war ihr völliger Unglaube; sie sah alles ohne Vertrauen und Hoffnung, alles im trüben Lichte, auch sich selber, auch ihren eigenen Wert. Sie hatte weder religiöse, noch andere Illusionen. Die Fröhlichkeit, die andern gesunden Frauen natürlich ist, war ihr fremd. Sie war eine Frau ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Karl August dagegen war fröhlich, oft in ausgelassenster Jugendlichkeit; er schaute vertrauend in's Leben hinein und erwartete vom Schicksal noch herrliche Gaben. Er sehnte sich nach Liebeslust und holder Frauen Süßigkeit. Er hatte ein echtes, wildgewachsenes Menschentum gern, fragte nicht viel nach Rang und Stand, noch weniger nach den Meinungen der freiwilligen Oberzeremonienmeister. Ein gar unruhiges Blut

floß in seinen Adern; es juckte und zuckte in ihm; es mußte sich in tollen Streichen entladen, weil zu Heldentaten die Gelegenheiten leider so selten sind. „Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts," erzählte Goethe nach manchem Jahre, „aber hätte er sich eines erringen, erjagen und erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen."

Wenn ein solcher Jüngling seine Studenten- und Brausejahre in seiner kleinen Residenz als regierender Fürst verbringt, statt in Paris oder anderwärts in rätlicher Ferne „seinen wilden Hafer zu säen", so entsteht gar viel Gerede, Gemunkel, Geklatsch; die Fama trompetet nach allen Seiten, und bald ist jedermann ganz genau von dem wilden Treiben unterrichtet. Will aber später ein Forscher etwas Tatsächliches und Sicheres über „die lustige Zeit in Weimar" wissen, so zerrinnen die Berichte an seinen Fingern wie Märzenschnee. Sicherlich war die Zahl der Feste, der vorbereiteten und unvorbereiteten Bälle, Redouten, Schlittenfahrten, Eisfeste und anderer Vergnügungen sehr groß; sicherlich entstand zuweilen ein lautes Zechgelage, wo der Übermütigste den größten Beifall fand; sicherlich waren viele Liebeleien im Gange, und der Herzog und seine Begleiter scherzten nicht bloß mit den ‚schönen Miesels' der adligen Gesellschaft, sondern erschienen auch auf ländlichen Festen oder riefen ländliche Feste hervor, wohin sie kamen, und tanzten dann auch mit Bauermädchen und Arbeiterinnen wild herum. Aber an diese Wirklichkeiten setzte sich dann das üppige Dichten und Übertreiben an, wie sich die Anekdoten an den Alten Fritz, die Lügengeschichten an Münchhausen und die Räubergeschichten an den Lips Tullian ansetzten. Dem Ältervater und Großprotektor der

neuen deutschen Kultur, Klopstock, wurden scheußliche Dinge vom Herzog und seinem neuen Freunde Goethe erzählt, und wohlmeinend-strafend schrieb der alte Dichter an den jungen Dichter: „Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben.“ Und um dieselbe Zeit — 1776 — versicherte in Berlin der Buchhändler Himburg, der Nachdrucker von Goethes ersten Werken, dem Leutnant v. Byern, Goethe und der Herzog führten das ausschweifendste Leben von der Welt, von Goethe habe man nichts mehr zu hoffen, „weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besöffe“. Vom Generalsuperintendenten Herder aber fabelte man, er predige in galonnierten Kleidern mit Stiefeln und Sporen, reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche herum und dann zum Tore hinaus.*) Die Philister in Weimar aber, die einiges besser wissen mußten, nahmen schon Anstoß an den neuen Sitten des Schlittschuhlaufens und des Badens im Freien, und sie hatten namentlich Argwohn gegen den neuen Günstling des Herzogs, Goethe, der ein Fremder war und ein Poet dazu; seine Pläne und Späße würden dem Lande wohl viel Geld kosten, meinte man. An der großen Vertraulichkeit zwischen dem Herzog und diesem Bürgerlichen nahmen auch andere Bürgerliche Anstoß, denn es war etwas Regelwidriges. Als Goethe fast drei Jahre in Weimar war, schreibt Wieland an Merck: „Im Grunde kannst Du Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier der Name eines schönen Geistes ist und was für ein verdammtes

*) Gruber, Wielands Leben. Leipzig 1828, III, 182 und Düntzer, Von und an Herder. Leipzig 1861, II, 79.

Galimathias von konfusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden." Und als Goethe zum Geheimen Rat ernannt wurde und der Herzog mit ihm im Herbst 1779 zunächst nach Frankfurt ritt, meldet Wieland: „Das Publikum ist dieser Exkursion halber unglaublich intrigiert und das odium Vatinianum*) fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides getan hat, ist, seitdem er Geheimer Rat heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wut grenzt. Sed vana sine viribus ira." **)

Allerdings hatten Goethe und der Herzog eine Zeitlang, die ersten Rauschmonate hindurch, auch viele Nichtphilister durch eine gewollte Roheit beleidigt und zu Sorgen gestimmt. Goethe war mit dem achtzehnjährigen Fürsten noch einmal erstaunlich jung geworden, und in jungen, reichbegabten Menschen liegt gar nahe zusammen, was man spottweise Gefühlsduselei und Kraftmichelei nennt. Dieser beiden Jünglinge übermütige Kraft, wenn sie nicht gerade in Dumpfheit und Schwärmerei darniederlag, empörte sich am liebsten gegen alle Zivilisation; sie empfanden verfeinerte Sitten als Unnatur und setzten ihnen darum gern ein rauhes, wildes Naturburschentum entgegen, das andern Leuten auf die Nerven fallen mußte. In unreifer Jugend neigen wir namentlich auch zu Fopperei und Schabernack; wenn der

*) Wieland meint damit einen Pöbelhaß gegen das Hervorragende. Zugrunde liegen Ciceros Angriffe auf Vatinius, dem Cicero u. a. vorwirft, er habe den Domitius gehaßt, weil es in seiner Natur liege, alle Guten zu hassen.

**) Aber der Unkräftigen Zorn ist töricht und leer.

junge Herzog sein Vergnügen daran fand, seine Vasallen zu kitzeln, mußten die Betroffenen eine lustige Miene machen; aber auch in Goethe, dem nachmals so friedlichen und vorsichtigen, steckte ein Pasquillant, dessen Karikaturen und Persiflagen bald diesem, bald jenem, bald Wieland, bald Jacobi, bald Nicolai, bald einem Zechbruder wehtaten und schließlich seinem eigenen Rufe am meisten schadeten. Die anderen weimarischen Genossen gingen, soweit sie ebenso jung und übermütig waren, gern auf diesen Ton ein, und so entstand ein gegenseitiges Necken, Aufziehen und Verspotten, das zwar viel Gelächter erregte, aber am Ende kein wahres Behagen zurückließ. Den besten Blick in jene Zeit gewährt uns ein Brief, den Frau v. Stein am 6. und 8. März 1776 an den damals sehr berühmten Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann schrieb.*) Auch Zimmermann hatte seinen jungen Freund Goethe ermahnt und gewarnt. Nun schreibt ihm die Stein:

„Vor einigen Stunden war er bei mir ... und war toll über Ihren Brief, den er mir auch vorlas. Ich verteidigte Sie, gestund ihm, ich wünschte selbst, er möchte etwas von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, ablegen, das im Grunde zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs. Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften. So denk' ich davon. Er gab mir den Grund nicht an, verteidigte sich mit wunderbaren Gründen; mir blieb's, als hätt' er unrecht. — — —

Ich habe erstaunlich viel auf meinem Herzen, das ich dem Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich: mit seinem Betragen kömmt

*) Zuerst veröffentlicht in den ‚Wartburgstimmen', Mai 1904.

er nicht durch die Welt! Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt! Warum sein beständiges Pasquillieren? Es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens! Das duldet sie ja! Und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften, niederen Ausdrücken! Auf sein Moralisches, sobald es auf's Handeln ankommt, wird es vielleicht keinen Einfluß haben, aber es verdirbt Andere.

Der Herzog hat sich wunderbar geändert. Gestern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren, nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten! Wohl gab ich ihm zu, daß man in dem rauhen Wesen oft den ehrlichen Mann fände, aber doch wohl ebenso oft in dem gesitteten. Daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas Ungeschliffenes an sich hat!"

Lange dauerte dieser wilde Zustand bei Goethe nicht an, bekam er doch auch bald zwei allerbeste Erzieher: eben diese Frau v. Stein, die ihm jede Schwärmerei, Keckheit und Roheit liebend verwies, und zweitens ein verantwortliches Amt, das die volle Entfaltung und Anspannung seiner Kräfte erforderte, wenn er nicht von seinen Gegnern verdienten Hohn ernten wollte. Karl August war jünger, und seine Gattin war nicht herzlich genug mit ihm verbunden, um ihn mit Erfolg zu erziehen. Betrat er ihr Zimmer mit der Tabakspfeife oder mit seinen geliebten Hunden, so schmollte sie, aber bekehrte ihn nicht. Für roh hielten manche auch schon seine große Liebe zu einem natürlichen Leben; Sitte war es freilich nicht, daß die Fürsten in Felsen und Gebüsch eine Holzhütte bewohnten, wie Karl August es wochenlang tat, daß sie im nahen Flusse badeten, sobald sie die Lust ankam, daß sie nach Ritt und Jagd auf dem bloßen Erdboden die Sommernacht verschliefen. Der junge Herzog liebte die Strapazen und Gefahren, er setzte sein Leben sehr oft unnütz auf's Spiel. „Wir waren oft sehr

nahe am Halsbrechen," erzählte Goethe, als er 1828 mit Eckermann das Gedicht ‚Ilmenau' wieder las. „Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde, das war nach seinem Sinne!"

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster-wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

„Doch", fügte Goethe hinzu, „aus dieser Sturm- und Drangperiode hat sich der Herzog bald zu wohltätiger Klarheit durchgearbeitet ... Seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum besten, so daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken." „Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Keime und Knospen, was einst der Baum sein würde. Er schloß sich bald auf das innigste an mich an und nahm an allem, was ich trieb, gründlichen Anteil. Daß ich fast zehn Jahre älter war als er, kam unserm Verhältnis zugute. Er saß ganze Abende bei mir in tiefen Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur und was sonst allerlei

Gutes vorkam. Wir saßen oft tief in die Nacht hinein, und es war nicht selten, daß wir neben einander auf meinem Sofa einschliefen."

Oft ergrimmte auch Goethe über allerlei Unschicklichkeiten Karl Augusts: über zwecklose Kraftvergeudungen, über die Lust an groben Neckereien. Dann sagte er dem jungen Fürsten fein oder gerade heraus seine Meinung. Aber es dauerte nicht lange, so bemerkte Goethe, daß Karl August nicht bloß zufälliger, sondern geborener Herr des Landes war. Der junge Fürst hatte zum Regieren Talente, die seinen sonst so hochbegabten Begleitern abgingen. „Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und Jeden an seinen Platz zu stellen. Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, bessere in sich selber. Fremde Zuflüsterungen glitten an ihm ab. Er sah überall selber, urteilte selber und hatte in allen Fällen in sich selber die sicherste Basis. Dabei war er schweigsamer Natur, und seinen Worten folgte die Handlung."

Wer den Kriegsrat Merck aus Darmstadt kennt, legt auf sein Urteil großen Wert. Im Spätherbst 1777, als er zehn Tage auf der Wartburg zu Besuch gewesen war, schrieb er an Nicolai: „Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an [Goethes] Situation ist. Das Beste von allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist.

Ich würde aus Liebe zu ihm eben das tun, was Goethe tut. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheutesten Menschen, die ich je gesehen habe... Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich und unwahr als etwas, denn es ist ihm niemand unausstehlicher als Goethes Affen."

Ungünstiger entwickelte sich Prinz Konstantin. Zunächst verhielten sich die beiden Brüder wie Drama und Lyrik, Karl stets handelnd und vorwärtsdrängend, Konstantin seinen Empfindungen und Träumen sich hingebend. Die Gesundheit beider Brüder war nicht die festeste, aber Konstantin war schwächlicher, und nur seiner außerordentlichen Mäßigkeit im Essen und Trinken und in der ganzen Lebensweise schrieb man es zu, daß er am Leben blieb; Karl August trieb dagegen mit der Abhärtung und Zumutung an seinen Körper eine gewagte, aber gelingende Kur. Konstantin war schlanker und schöner gebaut als sein Bruder, der kurz und untersetzt blieb. Wir wissen, daß seit dem Herbst 1774 Karl v. Knebel sein Kavalier war und die Aufgabe hatte, ihn zu dem militärischen Berufe vorzubereiten, den Konstantin, ohne innerlich dazu berufen zu sein, ergreifen wollte.

„Wir wählten das kleine Gut Tiefurt," erzählt Knebel in seinen Erinnerungen, „vertrieben den Pachter aus seiner Wohnung, rissen die Bauergehege hinweg und bereiteten nach und nach einen angenehmen Aufenthalt in der überaus günstigen Gegend. Der Prinz beschäftigte sich mit Lesen, Schreiben und vorzüglich mit der Musik. Diese war seine

Lieblingsbeschäftigung, und er besaß darin kein geringes Talent. Fast alle Instrumente wurden ihm leicht; ja, er erholte sich von einer Unpäßlichkeit durch längeres Musizieren. Unser Garten stand Jedermann offen ... Nachmittags und gegen Abend kam meist Besuch aus Weimar. Die Herzogin Amalie, die in Belvedere oder Ettersburg sich aufhielt, brachte gewöhnlich einen Tag der Woche mit ihrer Suite in Tiefurt zu, sowie auch die regierende Herzogin. Goethe war Tage und Wochen bei uns, ingleichen der Herzog. Allen gefiel unsere ländliche Einrichtung ... Auch den Winter brachten wir daselbst zu."

Als Achtzehnjähriger faßte der Prinz eine Liebe zu Karoline v. Ilten, einer mit ihrer Schwester in Weimar lebenden Verwandten der Seckendorffs. Karoline erwiderte seine Neigung, und beide träumten von Ehe und häuslichem Glück. Aber der Herzog, der von seinem Bruder längst keine hohe Meinung hatte, wollte von solchem Liebesbunde nichts wissen; auch die übrigen Nahestehenden hielten Konstantins Wünsche für unzuverlässige Jugendschwärmerei und taten das Ihrige, die beiden jungen Menschen zu trennen. Wäre der Prinz ein fester Charakter gewesen, so hätte er seinen Willen wohl durchsetzen können, aber das eben war er nicht. Im Juni 1781 trat er eine große Reise nach der Schweiz, Italien, Frankreich und England an; zum Begleiter wählte er nicht Knebel, sondern den früher schon als Prinzenlehrer genannten Hofrat Albrecht, einen ernsten, steifen Mathematiker, den der Prinz dem launischen und polterigen Knebel vorzog. Über die Briefe, die der Prinz nach Haus schrieb, schalt Karl August: „Seine Art zu genießen inspiriert mir nicht den ge-

ringsten Anteil. Die Freundschaft mit Albrecht und hauptsächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andre Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, tut mir den Effekt, als sagte mir einer: Gute Nacht! Wie will ich schlafen!"

Aber dieser selbe sanfte, wegen seiner Schläfrigkeit geneckte Prinz machte den Seinen daheim bald viel zu schaffen. In Paris ließ eine Madame Darsaincourt ihr Herz von ihm erobern, und der Prinz nahm ihre Liebe gewaltig ernst. Karl August hatte bei seinem Ausfluge nach Paris auch eine Jeannette Brossard gefunden, der er ein Jahrgehalt von fünfhundert Franken aussetzte, aber Konstantin nahm seine kokette Französin statt des Professors Albrecht in seinem Reisewagen mit nach London und schickte sie im Frühling 1783 gar nach Weimar, weil er dort künftig mit ihr zu leben gedachte. Sie war guter Hoffnung: man kann sich die Gefühle, die ihre Ankunft in Weimar erweckte, vorstellen! Goethe, der früher schon die Fräulein Ilten zu trösten hatte, mußte einmal wieder den Helfer in allen Nöten machen. Er brachte die Französin zunächst zum Bankier Paulsen nach Jena, dann nach Tannroda in das Haus des Oberförsters; später geleitete sie sein treuer Diener Philipp Seidel über Frankfurt in ihre Heimat. Das Kindchen, das sie zurückließ, ein Knabe, wurde zu einem Forstmann erzogen; Karl August sorgte auf's beste für ihn. Unterdessen verdarb Konstantin es in Weimar immer mehr. Er verbrauchte unterwegs übermäßig viel Geld, und als man ihm seinen Schatullier, Rat Ludekus, entgegenschickte, der in seinen Geldnöten Ordnung machen sollte, fand dieser in Wiesbaden bei seinem Prinzen eine Engländerin als Nach-

folgerin jener Französin vor. Auch sonst scheint er gegen Anstand und Sitte gröblich verstoßen zu haben. Die Engländerin ward nach Marksuhl gebracht, Karl August und Konstantin trafen sich fern von Weimar und näherten sich auf einem Umwege der Heimat. Dort zeigten dem Prinzen nicht nur seine nächsten Verwandten ihre Mißbilligung, sondern auch die adlige Gesellschaft vermied ihn und überließ ihn der genauesten Einsamkeit. „Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer", so erzählt Karl August in einem Briefe an Knebel, „fiel ihm sehr auf die Nerven und machte ihn fühlen, ... wie wenig sein Stand ihn selbst hier vor Verachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfangs lächerliche Mittel gebrauchte, um sich die Gunst des Parterres zu erwerben (denn er machte bei Krethi und Plethi Visiten), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exakter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle spielt, so daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird."

Der Prinz hatte immer militärische Dienste nehmen wollen; jetzt verschaffte ihm sein Bruder einen Platz als Stabsoffizier in kursächsischen Diensten. Aber mit geringer Hoffnung sah er ihn scheiden: „Er ist und bleibt ein halber, unzuverlässiger, unaufrichtiger Mensch. Ein Pferd, das stolpert, kann es aus Versehen oder Zufall tun; Knicken ist aber ein unheilbares Übel."

Mutterliebe nimmt dergleichen anders als der Bruderzorn. Knebel spricht in seinen Erinnerungen von „Herzogin Amalia, die immer sehr nachsichtig, auch gegen ihre Söhne war". Sie konnte sich in ihre vielgescholtenen Söhne hin=

einfühlen und gönnte ihnen, daß sie die schönsten Jugendjahre, wenn auch irrend, mit vollen Zügen genossen, die Jahre, die ihr selber verkümmert worden waren.

Das lebhafte Treiben um Karl August herum lockte andere Fürsten an, einen Blick in das vielberedete Weimar zu tun, und da der junge Herzog selber gern reiste, empfing er viele Gegenbesuche. Später hatten diese Besuche und Reisen manchmal politische Zwecke — es handelte sich darum, im absterbenden Römischen Reiche einen neuen, zeitgemäßen Fürstenbund vorzubereiten —, zunächst aber war es nur verwandtschaftlicher und nachbarlicher Verkehr. Dem großen ‚alten Fritz' in Potsdam war die schuldige Ehre zu erweisen, der Oheim Karl Ferdinand zu Braunschweig war nach ihm als eine berühmte Autorität in politischen und militärischen Dingen zu verehren; das fürstliche Vorbild Karl Augusts war jedoch zumeist Leopold der Dritte Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, ein Enkel des ‚alten Dessauers' und seiner Anne Lise Föse. Über Leipzig nach Dessau fuhren die weimarischen Fürstlichkeiten am liebsten; dort sahen sie überall Zeichen der wohlwollendsten landesväterlichen Fürsorge durch einen gütigen und geistig regsamen Fürsten. Sein ‚Philanthropin' war von 1774 an die berühmteste Erziehungsanstalt Deutschlands; die bald darauf gestiftete ‚Buchhandlung der Gelehrten' erweckte bei den Schriftstellern die größte Hoffnung, aus der bisherigen Verlegermisere herauszukommen; am berühmtesten aber wurde der Park zu Wörlitz, der 1768 im englischen, genauer im chinesisch-englischen Geschmack von neuem angelegt wurde.

Hier besonders gingen Karl August und Goethe in die Lehre, als sie den weimarischen Park schufen; und ‚Francisco Dessaviae Principi' wurde deshalb in Dankbarkeit ein mächtiger Stein geweiht, dessen höchst mühsame Herbeischaffung und Aufstellung im jungen Gehölz des Parks im Herbst 1785 das weimarische Stadtgespräch bildete.

Im Frühjahr 1783 kehrte ein anderer sehr wohlmeinender, aber nicht ebensosehr beliebter Fürst und Schulgründer in Weimar ein: Herzog Karl Eugen von Württemberg, der Oberherr der Karlsschule, in der Schiller erzogen wurde; er war begleitet von seiner schönen und guten Franziska von Hohenheim, die einige Jahre später seine rechtmäßige Gattin wurde. Er besuchte alle deutschen Hochschulen, ließ die Vorlesungen von einem alten General nachschreiben und fragte die Professoren aus, wobei nach Karl Augusts Ausdruck bald er, bald diese sich prostituierten. Von Jena kam er nach Weimar. „Der Herzog von Württemberg", berichtet Ludekus an Knebel, „hat sich hier viel mit Goethe abgegeben, dagegen mit Wieland gar nicht. Die Gräfin Hohenheim hat hier gefallen; sie macht wenige Prätensionen, so sehr sie auch ihr Herzog selbst distinguierte und so juwelenreich sie auch war."

Von den Verwandten der jungen Herzogin war Prinz Christian von Hessen-Darmstadt am häufigsten und beliebtesten in Weimar; von den benachbarten Fürsten Prinz August von Gotha, der Bruder des regierenden Herzogs, und Karl v. Dalberg, der Statthalter von Erfurt. Auch in Gotha war ein sehr reges geistiges Leben. Der Herzog Ernst II. war in der Mathematik und Astronomie geradezu ein Gelehrter; er versammelte Gelehrte und Schriftsteller um sich und beschützte

den Illuminaten-Orden, als er am heftigsten befehdet wurde. In seinem Schutze lebten der Philologe Friedrich Jacobs, der Astronom v. Zach, der Schauspieler Eckhof, der durch seine Theaterkalender und Reisebücher bekannte Kriegsrat Reichardt, der Dichter v. Thümmel, der um gemeinnützige Bestrebungen hochverdiente Schriftsteller Rudolph Zacharias Becker und Andere mehr. Auch die Hofgesellschaft zählte Mitglieder, die Verehrung verdienten; der Minister v. Frankenberg, seine Gattin, und die Oberhofmeisterin Frau v. Buchwald waren wegen ihres persönlichen Wertes weithin berühmt. Aber Prinz August ritt doch gar gern nach Weimar. Er blieb dann zuweilen vier, fünf Wochen. „Seine immer gute Laune", bekannte Karl August 1782, „und sein freundliches Nichtsverlangen macht mir die Tage, die ich mit ihm verlebe, sehr angenehm." Goethe rühmte von ihm: „Der Prinz ist gar verständig und lieb; es läßt sich mit ihm etwas reden und treiben. Er ist außerordentlich bescheiden, bei sehr richtigem Gefühl und hat keine fürstlichen Queren." „Ich bin ihm herzlich gut und wollte, er wäre unser," meint er ein andermal, „es wäre ihm nütze und uns auch." Diese gothaischen Fürsten waren für die weimarischen namentlich auch die Vermittler der neuesten französischen Literatur. Sie erhielten die sehr kostspielige handschriftliche Korrespondenz, die 1747 von Abbé Raynal begonnen und später von Diderot, Grimm und Meister fortgesetzt wurde. In diesen Blättern fanden sich von Diderot, Voltaire und Anderen manche Schriften, deren Druck noch unmöglich war. Von ihren Herausgebern war der Deutschfranzose Friedrich Melchior Grimm, seit 1776 Freiherr v. Grimm, gothaischer Minister in Paris; ihr Be-

gründer, der Abbé Raynal, kam 1782 zu Besuch nach Gotha, als er nämlich aus Frankreich verbannt und seine letzte Schrift wegen Freigeisterei von Henkershand verbrannt war. „Wir haben die ganze Zeit mehr Fremde hier gehabt, als seit vielen Jahren hier zusammen sind gesehen worden,“ schreibt Karl August im April 1782 an Merck; „auch heute Abend kommt ein neuer Transport, und zwar von der interessantesten Art. Es ist der Prinz August von Gotha mit dem berühmten Abbé Raynal. Man sagt Wunder von der Geschwätzigkeit dieses Mannes. Hier spannt alles auf ihn, von den Häuptern bis zu den Heiducken.“ Und einige Tage später erzählt Hofrat Ludecus dem Major v. Knebel: „Alle Knie beugten sich vor ihm. Raynal ist klein, trägt eine runde Perücke, einen braunen Rock, Weste und Beinkleider, schwarze Strümpfe. Er hat ein schönes Auge und eine kluge Nase. Er ißt sehr wenig, spricht ohne Aufhören und soll einen Umfang von Kenntnissen zur höchsten Bewunderung haben. Er spricht so viel, daß unsere Gelehrten nicht soviel Zeit haben, nur einigen wörtlichen Anteil am Gespräche zu nehmen. Er liebt und schätzt die Damen sehr hoch. Klauer hat ihn bossiert. Er logierte im Landschaftshause.“

Der nächste Nachbar fürstlichen Ranges war der kurmainzische Statthalter in Erfurt, Karl v. Dalberg. Er war zwar nur als Freiherr geboren, aber sein Geschlecht war so hochgeachtet, daß jeder deutsche Kaiser seit Maximilian, ehe er nach seiner eigenen Krönung anderen Adligen den Ritterschlag erteilte, die Frage tat: „Ist kein Dalberg da?“ Ja, die Sage berichtete, daß die Dalberge von einem Römer abstammten, der mit Jesus Christus verwandt gewesen sei.

Karl v. Dalberg, der sich dem geistlichen Stande widmete, brachte neue Ehren über sein Haus. Siebenundzwanzig Jahre war er erst alt, als der Kurfürst Emmerich Joseph ihn als Nachfolger seines eigenen Bruders zum Statthalter in der Stadt Erfurt und den neun umliegenden mainzischen Ämtern ernannte. Und vom ersten Tage an erwarb sich Dalberg in seinem erfurtischen Staate Liebe und Hochachtung; freisinnig und wohlwollend regierte er, und seine liebenswürdige, gütige, schöne Persönlichkeit bezauberte jedermann. Bald schätzte ihn auch Herzogin Amalie als freundlichen Nachbar und Berater; er war ihr Vermittler bei der Vermählung ihres Sohnes; er war Beschwichtiger und Versöhner, als sie in heftigstem Zorne gegen den Grafen Görtz entbrannte, den sie nach Beendigung seiner Erzieheraufgabe lieber mit Schanden fortgejagt, als, wie es die Sitte erforderte, reichlich belohnt hätte. Er hielt auch den jungen Karl August zurück, als er bei Beginn seiner Regierung geneigt war, die bewährten Ratgeber seiner Mutter sofort wegzuschicken und damit, ohne es zu wollen, einen starken Tadel gegen seiner Mutter Regierung auszudrücken. „Wenn der Statthalter sich nicht mit dem Arrangement befaßt," schrieb Amalie damals an Fritsch, „wird niemand den Mut haben, meinem Sohne in's Gesicht zu sagen, daß er eine Dummheit macht. Der Statthalter ist der Einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit sagen darf."

Aber auch mit den Dichtern und Künstlern, die sich in Weimar versammelten, hatte Dalberg das beste Verhältnis; er war selber Dilettant in recht vielen Wissenschaften und Künsten und genoß die besseren Werke Anderer mit neidlosem Danke.

In seinen Interessen war ihm, dem werdenden Erzbischof, der freisinnige protestantische Generalsuperintendent Herder der Nächste; viele Briefe tauschten sie miteinander über höchste Fragen. Aber auch mit Wieland und Goethe plauderte Dalberg sehr gern, und an allerlei fröhlichem Treiben nahm er ohne Ziererei teil. Auf der Dornburg konnte der Mond in einer Sommernacht 1777 auf einer Streu den Herzog Karl August, den Prinzen Konstantin, den Statthalter Dalberg, den Dichter Goethe und zwei Brüder Einsiedel sehen,*) und bei weimarischen Hofjagden kam es vor, daß Goethe und Dalberg zusammen birschten und in tiefste Unterredungen gerieten; „und folglich nichts geschossen", heißt es in Goethes Tagebuche.**) „Für mich ist sein Umgang von viel Nutzen," urteilte Goethe,***) „durch die Erzählungen aus seinem mannigfaltigen politischen Treiben hebt er meinen Geist aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einspinne .... Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politischen Dingen und eine beneidenswerte Leichtigkeit." Dazwischen aber steht ein Satz, der ein gutes Beispiel für Goethes Durchdringung der Menschen und der zukünftigen Entwicklungen ist: „Der Statthalter ist doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieser Welt, und so klug und brav seine Pläne sind, fürcht' ich doch, es geht einer nach dem andern scheitern." Zunächst aber war Dalberg noch ein Liebling des Glückes; er durfte es sogar wagen, dem Freimaurerorden, ja, dem bei den Jesuiten noch viel verhaßteren Illuminatenorden sich an-

*) Goethes Tagebuch, 4. Juli 1777.

**) 1. Oktober 1776.

***) 5. Mai 1780, Brief an Frau v. Stein.



Karl v. Dalberg.

Nach einem Gemälde im Wittumspalais.

zuschließen, auch hierin mit Goethe und Karl August in brüderliche Verhältnisse tretend. „Der Koadjutor ist ein guter, echter Schotte," schreibt Karl August 1788 an Knebel, „und trägt sein Schurzfell nicht umsonst; wir bauen hier emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurerei aufzuführen." Koadjutor war Dalbergs Titel seit 1787; er bedeutete: Gehilfe und erwählter Nachfolger des alten Erzbischofs Karl Joseph von Mainz. Auch in Worms war Dalberg schon zum künftigen Nachfolger des Bischofs gewählt, und in Würzburg und Konstanz richteten die Mitglieder der Domkapitel auch bereits ihre Augen auf dies Ideal eines Kirchenfürsten.

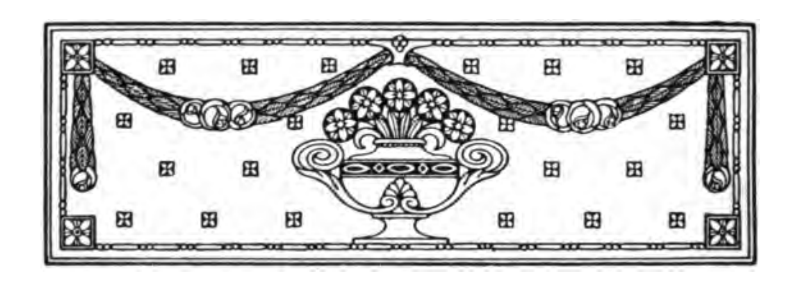
Von andern reichen Aristokraten, die öfters am ‚jungen Hofe' einkehrten, sind namentlich Geheimer Rat v. Diede, Graf Brühl und Graf Werthern und ihre Gattinnen zu nennen. Wilhelm Christoph v. Diede zum Fürstenstein war dänischer Minister und Gesandter in Berlin und London gewesen und lebte danach auf Schloß Ziegenberg in Hessen. Seine Gattin war eine Gräfin Kallenberg aus dem Hause Muskau in Schlesien. Beide waren am gothaischen Hofe sehr beliebt und kamen von da oft nach Erfurt und Weimar. Mehr Gerede als diese schlicht-vornehmen Diedes riefen Graf und Gräfin Brühl hervor, die namentlich 1781 und 1786 längere Zeit in Weimar lebten und gern zu dauerndem Bleiben aufgefordert worden wären. Brühl war ein Sohn des berüchtigten sächsischen Ministers, seine Gattin Christine, ‚Tina', war eine Feldwebelstochter; als Dreizehnjährige hatte sie den Grafen so sehr bezaubert, daß er sie auf der Stelle heiratete. Sie nahmen ihren Wohnsitz im Schlosse Seifersdorf bei

Dresden, und die junge, ehrgeizige, in vielen Künsten sich versuchende Gräfin suchte ihr hübsches Seifersdorfer Tal ganz nach den in Weimar gesehenen Vorbildern umzuwandeln; ihr Mann, der sich mehr durch Gutmütigkeit als durch Geist auszeichnete, war überall der erste Handlanger seiner unruhigen Gemahlin. „Sie ist ganz ekelhaft kokett," urteilte Karl August, den sie mit Liebeswerben heftig verfolgte. „Sie singt ganz artig; wenn sie aber noch mehr Talente besitzt, so müssen wir uns neue Organe anschaffen, denn das Gehör hat sie gestern ganz ohne Nachlaß strapaziert." Und fünf Jahre später: „Wieland hat ihr gerade in's Gesicht gesagt, daß es unerträglich wäre, sie immer von sich selbst reden zu hören."*)

Ganz anders fühlte Karl August gegen eine andere schöne Gräfin: Jeanette Luise, geborene Freiin vom und zum Stein, Schwester des nachmals berühmten Staatsmanns, seit 1773 Gattin des Grafen Werthern von Neunheiligen, welchen Ort man in der Gegend von Langensalza, Tennstedt und Mühlhausen zu suchen hat. Graf Werthern war Gesandter in Spanien gewesen; große Kenntnisse und edle Gesinnungen mußte man ihm zugestehen, aber er war dabei so grillenhaft und sonderbar, daß für seine Gattin ein Leben neben ihm zur schwersten Prüfung wurde. Die junge Frau lernte bald den Herzog Karl August kennen, den seine Ehe gleichfalls nicht befriedigte; sie fühlte, daß der junge Fürst sie liebte; aber beide sahen sich nur selten, und die Gräfin war bemüht, daß die zärtliche Verehrung nicht in wilde Leidenschaft umschlug. In Goethe, der ihr als Begleiter des

*) Briefe an Knebel, 23. März 1782 und 21. Juni 1786.

Herzogs nahe trat, erweckte sie aufrichtigste Bewunderung. So schreibt er, als er im März 1781 auf ihrem Gute zu Gast war, an Frau v. Stein: „Unsere Wirtin ist ein zierliches Wesen, und er [der Graf] hat sich noch ganz gut gehalten. Seine Narrheit nehm' ich für bekannt an, und toll ist er noch nicht gewesen." Nach einigen Tagen aber fingen bei ihm „die Ratten zu manövrieren" an, und der Dichter wurde sogleich ein aufmerksamster Beobachter auf „ihre Art, die Schwänze zu tragen" und sezierte sie, um ihren innern Bau kennen zu lernen, denn er konnte Graf und Gräfin als Figuren in seinem entstehenden ‚Wilhelm Meister' vortrefflich einfügen. Über seine schöne Wirtin sagt er: „Sie ist liebenswürdig, einfach, klug, gut, verständig, artig"; „in ihr ist eine Richtigkeit der Beurteilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die mir täglich neue Bewunderung und Freude machen; sie ist dem Herzog sehr nützlich"; „sie liebt den Herzog schöner als er sie". „Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet; diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß sie zu behandeln ... Sicher ihres Wertes, ihres Ranges, handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehen muß, um sie zu denken ... Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens." Und ein halbes Jahr später schreibt Goethe auf: „Die schöne Gräfin ist heute früh weg [aus Erfurt]; sie sieht aus und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt."



Zweites Kapitel.

Die Herzogin-Mutter.

Auch Amalie, die man nun zur Unterscheidung von Karl Augusts Gemahlin die alte Herzogin nennen mußte, war noch jung. Sechsunddreißig Jahre zählte sie erst, als sie, zwei Achtzehnjährigen Platz machend, in den Ruhestand trat. Jung, allzu jung war sie zu allem gekommen: in frühester Kindheit schon zur Kenntnis menschlicher Mängel und Nöte, als halbreifes Mädchen zu einem Gatten, als blutjunge Frau zu Kindern, als eben heimisch werdende junge Witwe zur Regierung zweier Länder. Und nun trat sie als noch junge Frau in den Ruhestand und Großmutterstand.

In ihrer trüben Kindheit war sie mißtrauisch geworden; unter den schweren Aufgaben, die ihr in Weimar so rasch aufgeladen wurden, war sie mißtrauisch geblieben, mißtrauisch gegen ihre eigenen Kräfte, mißtrauisch gegen ihre Hofleute und Beamte und gegen Alle, die ihr Freundschaft zeigten. Bei ihrer Empfindlichkeit, die sie beklagte, aber nicht ab-

legen konnte, verletzte sie sehr schmerzlich alles Verdrießliche und Widerstrebende, das doch gerade dem Regenten nicht erspart bleibt. Bei ihrer ererbten Klugheit und Scharfsichtigkeit wußte sie gut, wie wenig der Weihrauchdunst der Schmeichelei wert ist. Es war damals Sitte und fast Vorschrift, daß Vasallen und Untertanen zu ihren Fürsten stets in unterwürfigsten Wendungen und mit kräftigsten Lobeserhebungen sprachen, und so hörte Amalie von allen Seiten, daß sie mit weltbekannter Klemenz und Weisheit regiere, während sie selber sich noch für untüchtig hielt. In ihr habe die Göttin Minerva menschliche Gestalt angenommen, erklärte der berühmte Baron Grimm, ihre Regierung werde nicht nur in den Annalen Sachsens, sondern in der Geschichte der Menschheit unsterblich sein. Amalie lächelte spöttisch, wenn sie dergleichen las. Aber die Jahre gingen, die Zustände ihrer Länder wurden sicherlich bessere, die bittere Armut ließ nach, die Ordnung war gefestigt, die Regentin fühlte sich selber immer sicherer und kundiger werden, und schließlich konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß ihr Völkchen unter ihrer Regierung besser daran war als seit langem. Und als ihre Arbeit getan war, sah sie doch mit einigem Stolz auf ihre Untertanen, „die vielleicht seit langer Zeit nicht eine ähnliche Glückseligkeit genossen haben wie während meiner Regentschaft". „Das ist die ganze Belohnung, die mir zuteil wird," fügte sie hinzu, „und ich fühle mich sehr glücklich."

Endlich also, dies sauer erarbeitete: „ich fühle mich sehr glücklich"! Wie eine Last fiel es von ihr, und mit der Last fiel das Mißtrauen von ihr ab. Sie atmete auf, wie jemand, der an einem langen Sommervormittag mit einer fast über-

menschlichen Arbeit ringen mußte und nun einem schönen freien, gleichfalls noch langen Nachmittage entgegensieht. Nun wollte sie genießen, was das Leben noch Schönes bot; nun ließ sie Georg Jacobis Zuruf*) in eine Steinplatte eingraben und in ihrem Sommersitze auf Ettersburg aufstellen:

O laßt beim Klange süßer Lieder
Uns lächelnd durch dies Leben gehn
Und, sinkt der letzte Tag hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

Wohl kamen auch jetzt noch zuweilen dunklere Stunden; dann plagte sie ihr eigenes Herz und plagte auch ihre Nächsten, aber das war viel seltener als früher, und im ganzen war recht gut mit der schlichten, wahrhaften, nun soviel fröhlicheren Dame zu hausen und zu leben. Als sie Wieland nach Weimar berufen hatte, konnte sie sich mit ihm nicht in das freundschaftliche Verhältnis hineinfinden, das doch beide gewünscht hatten; jetzt, wo sie sich frei als Emeritierte gegenübertraten, vertrugen sie sich mit jedem Jahre besser. In einem Briefe, den Wieland im August 1778 an Merck schrieb, sprach er über Amalie ganz offen:

„Alles Gute, was Du mir von unsrer Herzogin sagst, ist so wahr, daß kein Wort dazu zu setzen ist . . . Aber, guter, lieber Bruder, wenn Du dann wieder in anderen Stunden zugegen wärst, lebtest immer unter uns . . . Doch, was ich da sagen will, versteht sich von selbst. Es gibt keine Melusina ohne einen Fischschwanz oder so was dergleichen! Und bei Dir, der die schwärzesten Schatten unmittelbar neben den hellsten, glänzendsten Lichtmassen so gern hat, kommt man übel an, etwas über einen Charakter zu sagen, der zuweilen so ziemlich wie ein Rembrandtisches

*) Gruber, Wielands Leben. Leipzig 1828, IV, S. 4.

Lampenstück aussieht. Basta! Du weißt's, lieber Mann, oder sollst wissen, daß niemand, Dich selbst nicht ausgenommen, diese wunderbare Frau lieber hat als ich. Alles, was ich gerne sagen möchte, ist bloß, Dich an das ‚Tu si hic esses'*) zu erinnern und Dich für die Fehler und Menschlichkeiten der Leute, die täglich um die Herzogin sind, um Nachsicht zu bitten. Ich sehe oft genug, wie und worin sie unrecht haben, und möchte auch manchmal toll darüber werden. Aber ich sehe auch, daß es Momente gibt, wo man kein Menschenkind sein müßte, um von Anwandlungen von Unmut, Ungeduld, Zweifel, Kleinmütigkeit usw. frei zu bleiben. Auch weiß ich am besten, was ich selbst in den Jahren 73—75 erfahren habe. Indessen ist und bleibt doch alles von Wort zu Wort Wahrheit, was wir beide Gutes von der lieben Frau gesagt haben . . . Und je länger ich mit ihr existiere, je mehr Respekt krieg' ich selbst für das, was ich vorhin die schwarzen Placken im lebendigen Tableau ihrer Existenz nannte, und je überzeugter werde ich, daß sie telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit ist, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist."

Und 1781 stimmt er wieder in einem Briefe an Merck aus innerstem Herzen an:

„Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unseres Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fuß existieren könnten. Ich meinerseits müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wieviel Gutes sie um mich verdient hat, oder nicht dankbarlich erkennte, was sie zum Glück meines Lebens beiträgt. Ich versichere Dich, daß ich keine Idee davon habe, wie ich den Verlust dieser guten Fürstin aushalten sollte."

*) „Wenn Du hier wärest"; nach einer Stelle bei Terenz: Tu si hic sis, aliter sentias: hier würdest Du anders fühlen.

Und wieder an denselben im Januar 1784:

„Unsere Herzogin-Mutter scheint an allen Qualitäten, die eine Fürstin allen Menschen, die Zutritt bei ihr haben, lieb und verehrenswert machen müssen, mit jedem Jahre zuzunehmen. Sie ist unsere Pallas und unser Palladium zugleich, und ich begreife nicht, wie wir ohne sie existieren wollten."

So ähnlich loben sie alle Wohlwollenden. Graf Christian Stolberg nennt sie in einem Briefe an seine Schwester Katharina 1775 „das Ebenbild des personifizierten Verstandes und dabei so angenehm, so natürlich", und Knebel schreibt 1784 an seine Schwester: „Die Herzogin-Mutter ist gar gütig und gut; bei ihr in Tiefurt ist eine Freiheit, die bei keiner Privatperson wohltuender sein könnte und die dennoch nicht gemißbraucht wird". Und Goethe führt uns noch einen Schritt weiter zur richtigen Würdigung dieser Fürstin, wenn er 1780*) die weimarische Gesellschaft mit Erbsen in einem Sacke vergleicht: „sie reiben und drücken sich, es kommt aber nichts weiter dabei heraus, am wenigsten eine Verbindung". Die Gelegenheit und Macht, diese weimarischen Partikuliers — auch das ist ein goethischer Ausdruck — zeitweise zu vereinigen, hatten nur der Herzog, die junge und die alte Herzogin. Herzogin Luise tat es nicht, sie sonderte sich ab, soviel es anging, und so war Amalie die einzige Frau, die die Individuen zu einer Gesellschaft vereinigte, sie zusammenhielt, große Trennungen verhinderte, Mißverständnisse ausglich. Sie war noch jung genug für die Jungen und schon alt genug für die Alten und war begabt und bereitwillig genug, um den Dichtern und anderen Künstlern, auch den Denkern und

*) Brief an Frau v. Stein, 25. Oktober 1780.

Gelehrten aller Arten auf ihren Wegen nachzugehen. Darum durfte Wieland im Januar 1785, als Karl August angefangen hatte, oft außer Landes zu sein, erklären:*) „Bisher ist die Herzogin-Mutter unser einziger Trost gewesen; ohne sie würde Weimar in weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentötendes Nest sein als irgendeines in teutschen und welschen Landen." Und als Goethe nach manchem Jahre**) über die Zwistigkeiten sprach, die bei den in seiner Jugendzeit in Weimar lebenden sehr verschiedenartigen Charakteren notwendig entstehen mußten, sagte er dankbar: „Die Herzogin-Mutter war es, die sich höchst gemäßigt bei allem diesem benommen, die entgegengesetztesten Geister immer freundlich auseinander gehalten und mir nie den allergeringsten Stoff zu einer Klage gegeben hat." Und dann fügte er hinzu: „Sie war ein allerliebstes, vortreffliches, aber indefinibles Wesen." Das Indefinible, wie es Goethe nennt, war es nicht als Zurückhaltung und Verschleierung der letzte Rest des früheren Mißtrauens? Sich völlig öffnen, bestimmt erklären, gänzlich hingeben, wie mancher Andere es tat, das erlaubte sich die Fürstin, die Mutter, die Witwe nicht. Sie nimmt an allem fröhlichen Treiben teil, sie leitet es selber ein und ruft es hervor, aber am letzten Ende ist sie immer wieder bloß Zuschauerin, Zuhörerin und nicht die Heldin auf der Bühne, die ihre Gefühle und Wünsche dem Publikum offenbart. Aus ihren Briefen hören wir noch heute ihre Art im Gespräch, denn

*) An Merck.

**) 1821 zu F. v. Müller.

sie schrieb Redesprache, nicht Schreibsprache. Sie plaudert munter, scherzend, einfach, leicht, aber ihre Briefe sind recht kurz, schnell abbrechend; niemals wird sie redselig, noch weniger gefühlsselig.

Hat nicht auch ihr Herz geliebt? Blieb sie kalt in einer Gesellschaft, wo so viele Fäden zwischen Kavalieren und Damen gesponnen wurden, wo die Dichter um sie herum nicht müde wurden, mit neuen Zungen das alte hellenische Lied zu wiederholen: „O du der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!"? Sollte die kurze frühe Ehe mit dem kränklichen Manne sie, die ihr warmes Blut beklagt, auf Lebenszeit gesättigt haben? Sie lebte in einer Zeit, wo den Großen im Lande in Liebessachen viel nachgesehen wurde, wo diese Großen denn auch ihre freien Wege in aller Öffentlichkeit gingen. Wir haben über ein Liebesverhältnis der Herzogin Amalie nur eine Überlieferung und haben leider diese eine. Sie rührt von einem jungen Dichter her, der um jene Zeit alles in Verzerrung sah und beschrieb, was ihm nicht bewundernd und begünstigend sich nahte: von Friedrich Schiller, und steht in der Reihe der unerquicklichen Briefe, in der er im Sommer 1787 seine ersten weimarischen Eindrücke dem Dresdner Freunde Körner wiedergab. „Die Herzogin macht sich hier durch ein Attachement lächerlich, das sie für einen jämmerlichen Hund, einen Sänger, hat, der bei Bellomo [einem Theaterdirektor] gewesen und nun in ihren Diensten ist. Er soll nach Italien reisen, und man sagt ihr nach, daß sie ihn begleiten werde." Schiller meint hier offenbar den Tenoristen Heinrich Grave; wir werden ihm wieder begegnen.

Wir besitzen eine vortreffliche Schilderung, wie Amalie einem scharf sehenden, aber auch etwas zur Übertreibung geneigten jungen Mädchen erschien, zuerst in feierlicher Hofversammlung, dann in den Stuben des Wittumshauses.*) Henriette v. Egloffstein kam 1787 vom Ansbacher Hofe nach Weimar. Sie wurde am nächsten Cour-Tage zunächst der Herzogin Luise vorgestellt, die sie an Madonnenbilder der altdeutschen Maler erinnerte.

„Kaum war der ängstliche Moment überstanden, so verkündigte die lebhafte Bewegung des Hofpersonals die Ankunft der Herzogin-Mutter, und diese trat an der Hand ihres Sohnes, des regierenden Herzogs Karl August, in's Gemach.

„Wie bei den meisten lebhaften und unerfahrenen Menschen, so hatte auch mir die Einbildung einen Streich gespielt, indem sie mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten Farben malte. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung auf keine Weise. Eine kleine, unansehnliche Gestalt, auf welcher ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah, schritt streng und feierlich, nur durch ein unmerkbares Nicken des Hauptes grüßend, in den Kreis, der sich in ehrfurchtsvoller Stille rund umher gebildet hatte, und nahm nach einem kalten Willkommen an der rechten Seite der Herzogin Luise Platz.

„Dies war Amalie!! Die weltberühmte Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die Gründerin Weimars, die Wohltäterin des kleinen Landes, dem sie einen bedeutenden Ruf gegeben hatte!

„Auf den Wink ihrer häßlichen, mißgestalteten Hofdame ... nahte ich mich zitternd, um der Herzogin vorgestellt zu werden. Als ich mich, der damaligen allgemeinen Sitte gemäß, [verneigte,] der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen, durchdringenden, blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre an mich gerichteten Fragen zu geben. Allein der milde, an-

*) Goethe-Jahrbuch 1891, S. 140.

genehme Ton, womit diese Fragen gemacht wurden, flößte mir den Mut ein, die Blicke auf die Sprechende zu richten, und mit Erstaunen gewahrte ich, wie sehr sich das starre Angesicht, das mir vorhin so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig-wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Güte und Teilnahme aus, und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerte die stark markierten, männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte. Selbst, als ich zurückgetreten war, hafteten ihre Blicke immer noch auf mir — —

„— — — Die Herzogin Amalie, welche seit der ersten Zusammenkunft ein günstiges Vorurteil für mich gefaßt, behandelte mich mit der größten Auszeichnung; ja, ich darf sagen: mit mütterlicher Güte und Nachsicht. Ihre Hinneigung zur Jugend flößte ihr den Wunsch ein, mich öfters um sich zu sehen, und da Niemand die Gabe, Vertrauen und Liebe zu erwecken, mehr als diese seltene Frau besaß, so verschwand bald meine anfängliche Verlegenheit und machte der innigsten Anhänglichkeit für die teure, unvergleichliche Fürstin Raum in meiner Seele. Von nun an fühlte ich mich frei und zwanglos in ihrer Nähe, welche einen unbeschreiblichen Einfluß auf meine Existenz hatte. Schiller sagt: „brauchbare Menschen belehren durch das, was sie tun; edle Naturen durch das, was sie sind".*) Letzteres war der Fall bei der Herzogin. Sie sagte wenig und dennoch elektrisierte sie Jeden, der ihren Zauberkreis betrat. Eine Fähigkeit, wie sie wenig Menschen besitzen, war ihr angeboren. Diese Fähigkeit bestand darin, die Menschen zu durchschauen, ihre Eigentümlichkeit zu erkennen und ihnen freien Spielraum zu geben, damit solche sich ungehindert entfalten und im hellsten Lichte zeigen könne."

Der Hof, den die Herzogin Amalie nach dem Aufhören ihrer Regentschaft beibehielt, war nur noch klein, und sie ließ ihn gern noch kleiner werden. Etwas länger als ein Jahr hatte

*) Gemeint ist Schillers Distichon ‚Unterschied der Stände':
Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.



Herzogin Amalie im Park.

Mit besonderer Erlaubnis aus einer Mappe der Goethe-Gesellschaft.

sie 1775 und 1776 noch in dem feingebildeten Grafen Putbus einen Oberhofmeister; dann versah lange Zeit der Kammerherr Friedrich Hildebrand v. Einsiedel seine Aufgaben, ohne in das Amt einzurücken. Hofdamen waren anfangs die schon genannten Fräulein v. Nostitz und Freiin Charlotte v. Stein, eine Schwester des Oberstallmeisters; bald begnügte sie sich aber mit einer einzigen Hofdame: Luise v. Göchhausen, mit der sie für den Rest ihres Lebens vereinigt blieb. Ihr Geheimsekretär und Schatullier war Rat Ludekus, ihr Bibliothekarius Christoph Joseph Jagemann. Dienerschaft um die Person der Herzogin waren die beiden bewährten Kammerfrauen Kotzebue und Benda, die beiden Kammerdiener Börner und Bruchmann, ein Lakai, ein Garderobemädchen und ein Laufmädchen. Vier Dienerinnen waren den Hofdamen zugeteilt. Die übrige Haushaltung besorgten der Mundkoch Karl Geibel, sein Sohn als Lehrling, ein Konditor, ein Silberdiener, ein Tafeldecker, ein Laufer, drei Hoflakaien, ein Hausknecht, eine Scheuermagd, eine Küchenmagd, eine Konditormagd und eine Fegefrau.

In dieser Umgebung standen Luise v. Göchhausen und Hildebrand v. Einsiedel der Herzogin am nächsten. Die Göchhausen, eine Tochter des Eisenacher Schloßhauptmanns, scheint 1775 als Dreiundzwanzigjährige an den Hof gekommen zu sein; als Hofdame wurde sie im Dezember 1782 angestellt. Sie war klein und etwas verwachsen, ihr Gesicht war nicht eben häßlich, aber ohne Reiz und Glanz; nur ihr munterer Geist machte sie zu einer angenehmen Gesellin. Mit Humor und Witz fügte sie sich darein, daß ihr äußere Reize fehlten; da sie keine ernsthaften Verehrer haben konnte, spaßte sie mit

scherzhaften; sie schuf sich in ihrer Stube eine Bildergalerie schöner Frauen, die sie mit Lust betrachten konnte. Willig ließ sie sich necken, noch lieber schliff sie die Pfeile, die sie auf die Necker zurückschoß. Wieland hatte sie die Gnomide getauft; als aber die Grafen Stolberg nach Weimar kamen, die immer altdeutsche Dinge im Kopfe hatten, fiel es ihnen in der Weinlaune ein, die Göchhausen mit der schönen, hochgewachsenen Gattin Hermanns des Befreiers zu vergleichen; nun blieb der Name ‚Thusnelda‘ an ihr hängen; sie machte auch hier gute Miene und nannte sich selber so; ‚Thusel‘ kürzte die Herzogin es ab. Auch manche tätlichen Späße erlaubte man sich mit ihr, der Herzog Karl August besonders gern: so wurde ihr einmal, während sie den ganzen Tag in den Gemächern der Herzogin zu tun hatte, der Eingang in ihr eigenes Zimmer vermauert und übermalt; als sie dann im Dunkeln zu ihren Räumen ging, kam sie ganz außer Fassung, weil ihre Wohnung verschwunden war. So diente sie zur fröhlichen Unterhaltung, aber sie war selber eine Meisterin im Unterhalten; sie hatte die Gabe, jeden Gast aufzuschließen und das Gute aus ihm herauszulocken. Den Federkiel bewegte sie so gern wie die Zunge, unzählige Briefe schrieb sie für sich selber und ihre Herrin; dann seufzte sie wohl:

Könnt' ich nur bei meinen erstaunlichen Gaben
Die Bilder so recht aus der Seele 'rausmalen!
Aber so geht's mir fatal in vielen Sachen:
Genie die Fülle — kann aber nichts machen!*)

*) An Merck, 10. Januar 1780.

Sie konnte aber recht wohl „etwas machen" und nicht selten malte sie die Bilder „recht aus der Seele 'raus". So, wenn sie aus Tiefurt an Knebel schrieb, wieviel lieber sie mit ihm mündlich plaudern möchte: „Ach Gott! ein einziger guter Abend hier beim Kamin in Ihrem Eckzimmerchen, wenn man durch's Fenster die Pappeln wehen sieht und die gelblichen Zweige der Weiden wie Blitze durch die Büsche fahren. Ach, so ein Abend! und all mein Briefpapier sollte die Flamme im Kamin heller brennen machen." Oder als dann auf das ländliche Leben wieder das städtische gefolgt war: „Wenn mir diesen Sommer beim Herumwandern so der Gedanke kam, daß es nun Winter werden, ich dem Grafen Werthern an Tafel gegenüber in sein groß Maul sehen, die Spieltische und vielen Lichter wiedersehen würde, so meint' ich, es wäre nicht möglich, ich könnt's nicht aushalten. Und jetzt ist alles wieder so, und ich halte es aus. Zwar ist's nicht lustig, indessen es geht." Und wenn es dann wieder Sommer in Tiefurt war: „O Knebel, Sie setzen sich auf's erste beste Pferd und erfreuen uns irgendeinen guten Abend mit Ihrer Erscheinung! Dies ist der Herzogin, Goethens und mein liebster Traum, wenn wir in diesem lieben, lieben Tempe die Sonne untergehen oder den Mond in seiner stillen Pracht aufgehen sehen. Lieber, überlegen Sie's! oder vielmehr, überlegen Sie nicht und kommen Sie! So schön wie dies Jahr war's noch nie. Die Akazien blühen wie überschüttet mit Blumen. Rosen, Jasminen und Jelängerjelieber sind wie ausgelassen und können gar nicht erwarten, bis sie alle da sind. Ihr Stübchen! Ach Gott, wie gut ist's da! Die Herzogin verspricht, Sie sollen gar nicht

herauskommen. Wer Sie sehen will, soll zu Ihnen wandern."

Man kann in Scherz und Ernst dies kleine, unschöne Hoffräulein geradezu zu Goethes Musen oder doch wenigstens zu den Dienerinnen seiner Musen rechnen, denn ihre Stube suchte er gern auf, wenn er rasch etwas schaffen wollte; sie hatte er gern am Tisch sitzen, wenn er auf und ab ging; sie war dann seine Schreiberin, die ihn anregte und durch klugen Beifall erfreute. Freilich kamen dabei zumeist mehr Neckereien als ernste Dichtungen zur Welt. So erzählt die Göchhausen 1783 ihrem Freunde Knebel:*) „Gestern Abend war Goethe bei mir und kommt mit folgendem bon mot in meiner Stube nieder:

Entschuldigung.

Du verklagest das Weib, sie schwanke von Einem zum Andern?
Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann!"

Aber auch ‚Die Vögel' diktierte er ihr im Sommer 1780, und der sogenannte ‚Urfaust' wäre uns nicht erhalten worden, wenn nicht Luise v. Göchhausen seine eifrigste Liebhaberin gewesen wäre und den Schatz für sich selber abgeschrieben hätte.

Ein genialischer Mensch anderer Art war Hildebrand v. Einsiedel, der Hof-Einsiedel, wie ihn Jean Paul später nannte; sein üblicher und wohlverdienter Spitzname aber war ‚l'ami'. Schon als elfjähriger Page trat er 1761 in Amaliens Dienste, die väterliche Burg Lumpzig im Altenburgischen verlassend, wo

*) Die Briefe der Göchhausen an Knebel sind in August Lewalds ‚Europa' 1840 und 1843 abgedruckt.

der geistig belastete Vater den Seinen manchmal Not machte. Als Jüngling studierte er auf mehreren Hochschulen die Rechte, dann kam er wieder nach Weimar und trat in den Staatsdienst. Aber zu prosaischen Verwaltungsgeschäften taugte er nicht; er war zu sehr Träumer, zu sehr Nachtschwärmer, zu wenig pünktlich. Manchmal kann man einen Menschen durch sein Getränk kennzeichnen: Einsiedel schätzte jeden guten Wein und verehrte den Champagner mit Begeisterung, dagegen haßte er das Bier so sehr, daß er sich weigerte, auch nur den Namen dieses Gebräus in den Mund zu nehmen. Im Oktober 1776 trat er zum Hofstaat Amaliens über, und hier war er am rechten Platze, denn hier gehörte das Liederdichten, das Übersetzen lateinischer und italienischer Theaterstücke, das Theaterspielen, das Musizieren, das Plaudern mit Genies und Schöngeistern mit zu seinen Obliegenheiten. Und wenn er, im Cellospiel versunken, eine Reise versäumte oder wenn er im Kostüm eines Mohren gedankenvoll über die Straße schritt, weil er vergessen hatte, nach der Probe die Kleider zu wechseln, so ward jedes Versäumnis wettgemacht durch den Spaß, den seine Zerstreutheit dem Hofe bereitete. Henriette v. Egloffstein hat uns von diesem Hofmanne ein hübsches Bild in Worten gezeichnet.*) Sie war als junges Mädchen mit ausersehen, auf einer Maskerade am Geburtstage der Herzogin Luise zu figurieren. Die neun Musen, von Apollo angeführt, sollten der Herzogin ein Gedicht überreichen; solche Festgedichte wurden damals auf handbreiten seidenen Bändern gedruckt; im Salon der Herzogin-Mutter versammelte man sich.

*) Goethe-Jahrbuch 1891 S. 146.

„Herr v. Einsiedel, welcher den Apollo vorstellte, mit einem für weibliche Reize höchst empfänglichen Herzen begabt, wußte nicht, welcher Muse er zuerst huldigen sollte und geriet dadurch in solche Zerstreuung, daß er, als wir vom Palais aus nach dem Schauspielhaus gefahren und im Begriffe waren, den Redoutensaal zu betreten, das Wichtigste, nämlich das auf Band gedruckte Gedicht an die Herzogin, vergessen hatte. Weder er, noch wir andern wußten, wo es geblieben war, und da wir ohne dasselbe nicht erscheinen konnten, noch wollten, verbreitete sich die höchste Bestürzung unter der kleinen Herde, die ihren verlegenen Hirten fragend, scheltend, klagend umringte. Sein ‚Halten zu Gnaden' wurde überschrien, seine beleibte Gestalt nach allen Seiten hingedreht, um zu erforschen, ob das vermißte Band nicht irgendwo hängen geblieben ... Seine hohe, aber, wie gesagt, beleibte Figur war in weißen Atlas gekleidet, was an sich als ein Verstoß gegen das Kostüm des Apollo betrachtet werden konnte, und erschien daher noch weit stärker. Eine Perücke von hellblonden lockigen Haaren stach gegen seine dunkle Hautfarbe, seine schwarzen Augenbrauen und seine Stumpfnase so mächtig ab, daß man sich kaum des Lachens enthalten konnte, wenn man ihn ohne seine schöne, jugendliche Maske sah. Dabei schnupfte er ununterbrochen Tabak, was er immer tat, wenn er verlegen oder zornig war. Und fuhr bald mit der einen, bald mit der andern Hand nach der Gegend hin, wo im gewöhnlichen Anzug — jetzt aber keine — Taschen waren.

„Aus diesem teils tragisch-, teils komischen Zustand erlöste uns plötzlich sein Bedienter, der, ohne auf den Befehl des Herrn zu warten, in's Palais gelaufen war und nun mit dem flatternden Band von dort zurückkehrte. Sogleich bewegte sich der Zug vorwärts, und als er feierlich den Saal betrat, ahnte niemand, wie unästhetisch sich eben noch die holden Musen nebst ihrem Apoll benommen hatten."

Einsiedel war gutmütig genug, sich necken und verspotten zu lassen, und ward doch keine komische Person; die Nahestehenden kannten seine innere Vornehmheit und Selbstlosigkeit, den Fremden aber machte der hochgewachsene Mann mit den geistvollen und gütigen Gesichtszügen sogleich den er-

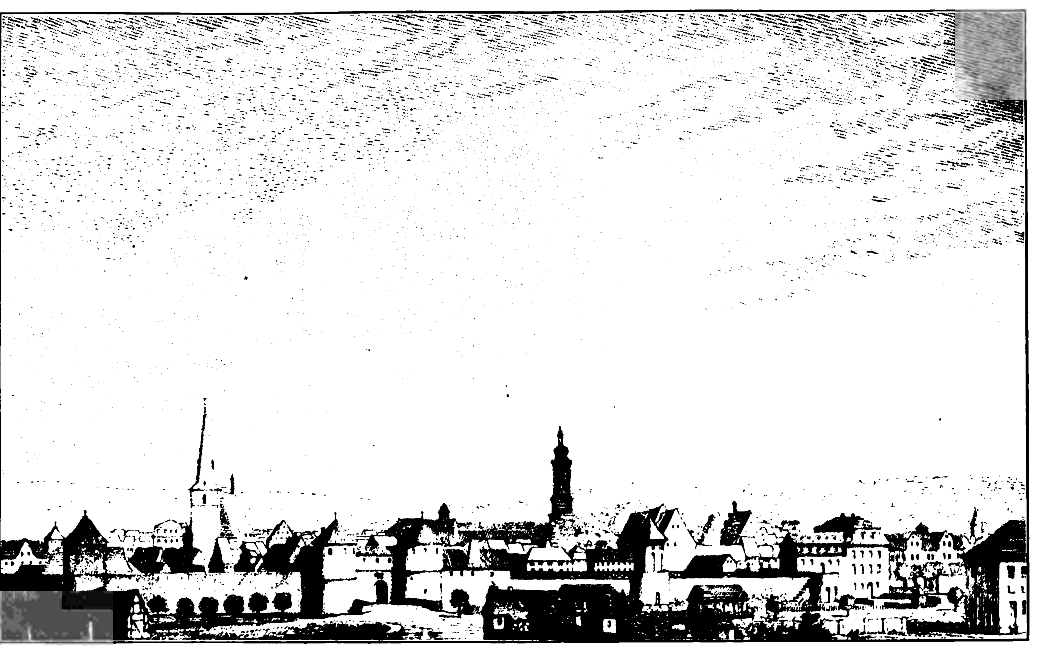
wünschtesten Eindruck. Man hätte diesen freundlichen und beliebten Kavalier für einen recht glücklichen Mann halten können, aber auch er hatte Kummer zu tragen und Entsagung zu üben. Seine Vermögensverhältnisse waren zerrüttet, da er zu genial mit dem Gelde umging und sich namentlich auch dem Spiele hingab, dessen Zufälle und Launen er eine Zeitlang durch eine ausgeklügelte Berechnung zu bemeistern suchte. Mit seinen beständigen Geldnöten hing es zusammen, daß er kein eigenes Heim gründen konnte; Fräulein v. Waldner rechnete lange vergeblich auf ihn, dagegen soll Corona Schröter, um deren Liebe sich der Herzog und Goethe umsonst bemühten, heimlich mit ihm vermählt gewesen sein. Auch von seiner Familie her erlebte er Schweres; der Bergrat, dessen Abenteuer mit Emilie v. Werthern noch zu erzählen ist, war einer seiner Brüder; über seinen Vater aber berichtete Goethe 1781 an Karl August: „Eine alte Krankheit zerrüttet die Einsiedelische Familie. Der häusliche, politische, moralische Zustand hat auf den Vater so gewirkt, daß er, nahe an der Tollheit, wahnsinnige, wenigstens schwer erklärliche Handlungen vorgenommen hat, endlich zu Hause durchgegangen ist und seinen Sohn hier aufgesucht hat. Ich habe mich des Alten bemächtigt und ihn nach Jena in das Schloß gebracht, wo ich ihn unterhielt, bis seine Söhne ankamen, die indes zu Hause mit Mutter und Onkel negotiiert und die Sache auf einen Weg geleitet hatten. Die ganze Woche ist mir auf diese Besorgnisse gegangen."

Der Hauptsitz von Amaliens Hofhaltung war seit 1774 und blieb bis zu ihrem Tode das 1767 vom Minister v. Fritsch

erbaute und der Herzogin abgetretene stattliche Gebäude, das als ‚Wittumspalais' heute noch bekannt ist. Es liegt in der heutigen Mitte und am damaligen Westrande der Stadt; die Westfront war an der Stelle der Stadtmauer aufgebaut; ein Garten lag innerhalb, ein zweiter außerhalb der alten Stadtgrenze; der äußere war durch Ausfüllung eines Teiches geschaffen.*) Die westlichen Fenster des Palais gingen über den äußeren Garten hinweg auf das neuerbaute Komödienhaus und auf die wenigen Privathäuser, die außerhalb der Mauern in Gärten standen, z. B. auf das nachmals Wielandische. Aus den nördlichen Fenstern blickte man über den innern Garten auf die beiden Türme des inneren Erfurter Tores, wo die Geleitstraße und die Böttchergasse sich vereinigten. Im Osten und Nordosten hatte man die Stadt mit ihren engen Gassen, die nächsten Gebäude waren das Kornhaus, das Zeughaus, in dessen Hofe sechs Kanonen aufgefahren waren, das Waisenhaus und das Zuchthaus. Nach Süden zu ging der Blick auf die Esplanade, von der schon die Rede war.

Die Gebäude des Wittumspalais hatten über dem Erdgeschoß teils ein, teils zwei Stockwerke. Die Herzogin wohnte im ersten Obergeschoß nach Westen hinaus, also dem Komödienhause gegenüber; nach Süden zu lagen die Empfangszimmer und ein größerer Saal. Die Einrichtung dieser Räume war teilweise sehr kostbar, da Amalie mit großer Ausdauer alte Kunstwerke sammelte und neue bestellte, so-

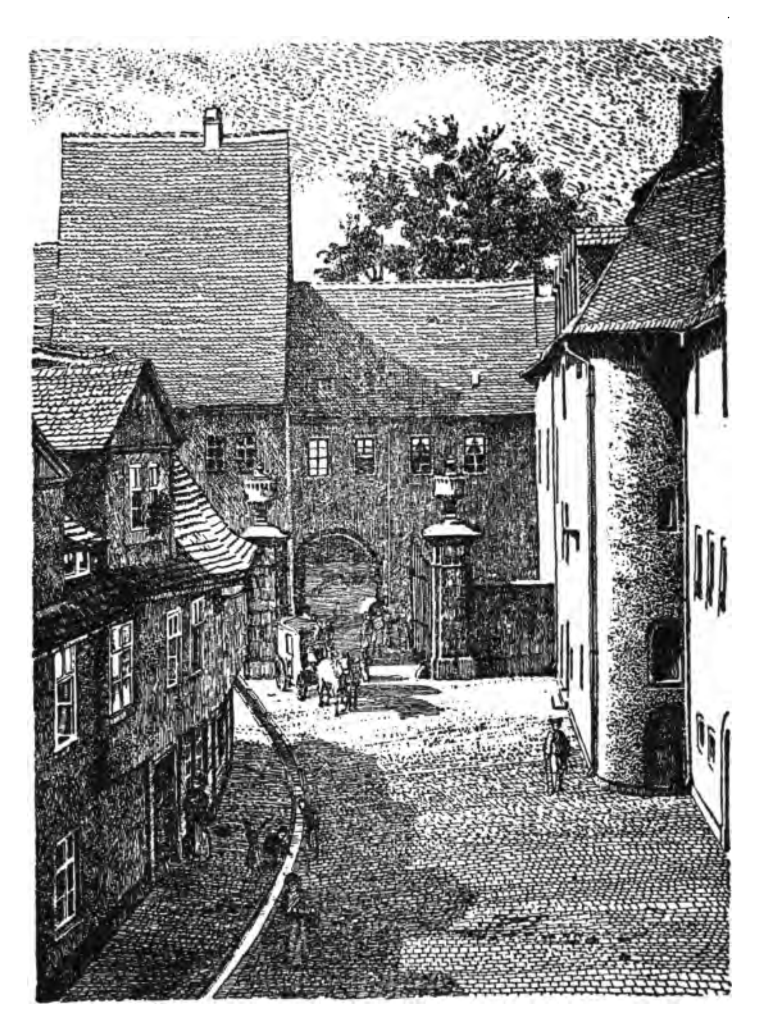
*) Jetzt ist der äußere Garten Theaterplatz und östliche Häuserreihe der Wielandstraße; der innere Garten ist jetzt Zeughofgasse, Kulissenhaus und Garten des Künstlerhauses.



Kasseturm Stadtkirche Erfurter Tor Schloßturm Wittumspalais Theater Redoutenhaus

Weimar um 1785.

Von Ludwig Bartning.

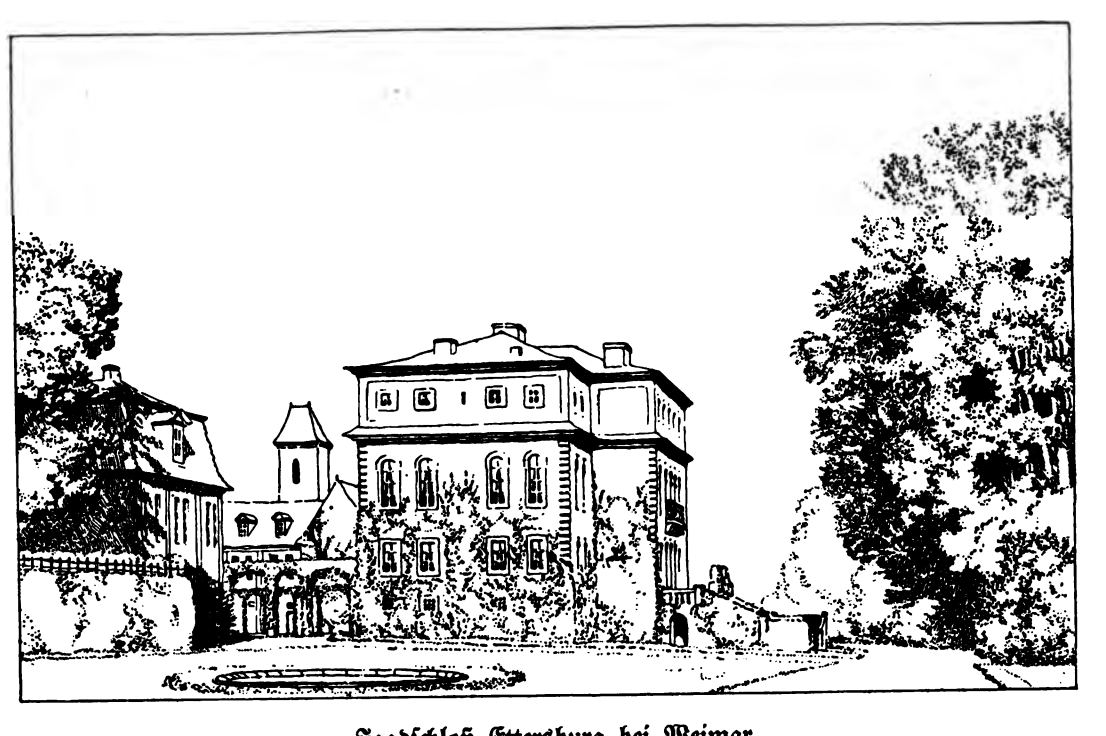


Einfahrt zum Wittumspalais.

Von Ludwig Bartning.

weit ihre Mittel gestatteten, und auch vieles Wertvolle im Austausch der Geschenke bekam. Hier und da aber überrascht uns auch die Einfachheit der Räume oder die Unechtheit der Einrichtung; der Marmor ist gemalt, und im Salon saßen die Gäste auf gestrichenen Stühlen an einem gestrichenen Tische. Mit Ausnahme des Festsaales haben alle Räume nur bescheidene Ausdehnungen in Höhe und Breite; das Schlafzimmer der Herzogin ist ein schmales Stübchen. Aber überall ist ein Hauch der Vornehmheit, überall spricht ein feiner Geschmack zu uns, eine Freude am Zierlichen und Erfreuenden, und hundert Bilder an den Wänden erzählen uns von den Menschen, die der Herzogin nahe traten, von ihren Verwandten in Braunschweig, Berlin und Weimar, oder von den Malern, die sie schätzte, und von den Landschaften, die ihr Auge entzückten.

Hier wohnte sie halb im Freien, aber wenn der Frühling in's Land kam, zog es die Herzogin ganz hinaus in's Freie und Stille, in die nächste Nähe der Natur. In den ersten Jahren ihres Ruhestandes siedelte sie noch einige Male nach Belvedere über, aber ihr eigentlicher Sommersitz war von 1776 bis 1780 das Jagdschloß neben dem Dörfchen Ettersburg auf dem Ettersberge. Das Schloß war 1706 vom Herzog Wilhelm Ernst erbaut; jetzt erst wieder entfaltete sich dort ein fröhliches Leben und Treiben. Der junge Herzog liebte die Hirsch- und Wildschweinjagd in diesen weiten Eichen- und Buchenwäldern; die Damen schauten aus den hohen Fenstern hinaus, über das halbe nördliche Thüringen hinweg oder hinunter in's Grüne, den rückkehrenden Jägern oder den ankommenden Gästen entgegen. Oder sie trieben



Jagdschloß Ettersburg bei Weimar.
Von Ludwig Bartning.

allerlei Künste und bereiteten für die Abende Unterhaltungen vor. In einem Flügel des Schlosses war ein Theatersaal, aber auch draußen ließ sich ein Naturtheater leicht schaffen, wo Wiese, Wald und Quelle sich zusammenfanden. Es war damals die Zeit, wo die jungen Menschen gern auf Rousseaus Lehren von der Rückkehr zur Natur hörten, wo sie von Erdsaft, Erdgeruch und Erdgeistern redeten, im Freien schliefen, sich Mooshütten in Wäldchen erbauten, wo Karl August und Goethe an den Ilmwiesen sich heimisch machten, in den Flüssen badeten, wo sie auch Theaterspiel und andere Unterhaltung gern in's Freie verlegten. Die Herzogin Amalie war in ihrer gemäßigteren Art gern dabei, und so durfte sie Wieland, der sich damals, dem Zuge der Zeit folgend, auch einen großen Garten kaufte und den Gärtner spielte, als Gesinnungsgenossin feiern:*)

Wohl dir, die in dem Weihrauchkreise
Der Erdengötter nicht den hohen Sinn verlor
Für Freiheit und Natur! Nach alter deutscher Sitte
Sich einen Wald zum Ruhesitz erkor!
Und in der moosbedeckten Hütte,
Wenn tief in nächtlich-stummem Hain
Auf offenem Herd die heil'ge Flamme lodert,
Sich glücklich fühlt und nichts vom Schicksal fodert!
Des Waldes Geister sehn den ungewohnten Schein
Ringsum die hohen Buchen weißen
Und nähern freundlich sich und heißen
Willkommen dich in ihrem stillen Reich.
Wir spüren sie bald leichten Nebeln gleich

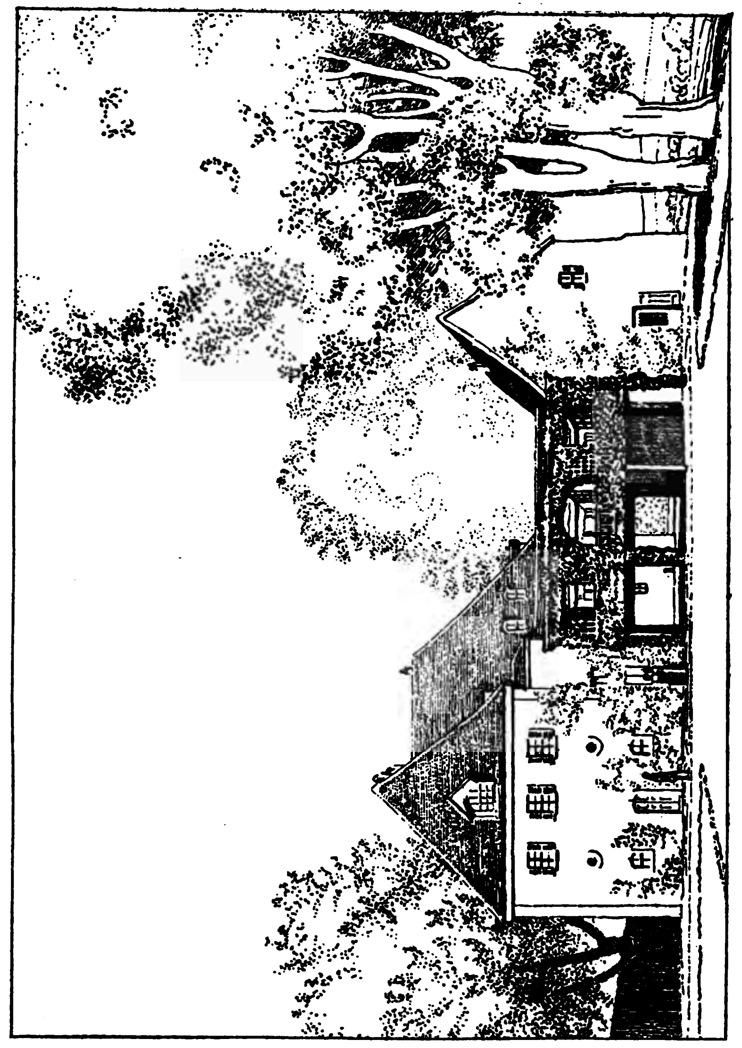
*) In seinem ersten Gedicht an ‚Olympia', zum 24. Oktober 1777.

Um halbbestrahlte Erlen lauschen,
Bald über uns durch hohe Wipfel rauschen:
Ein leises Grauen schleicht um unsre Brust,
Doch stört es nicht, erhöht nur unsre Lust.
Wir singen, um dich her im Kreise
Gelagert, nach der schönen Weise,
Die dir, Olympia, die Musen eingehaucht,
‚Zaydens Schmerz bei ihres Mohren Klagen'
Und fühlen unser Herz im Busen höher schlagen,
Bis jetzt der Herd mit trüberm Feuer raucht
Und späte Sterne, die durch schwarze Wipfel blinken,
Uns in die Burg zurück zu unsern Zellen winken.

Die eigentliche ländliche Heimat der Herzogin wurde jedoch bald das ehemalige Pächterhaus zu Tiefurt. Wir wissen, daß Prinz Konstantin und Knebel sich hier eingenistet hatten; als der Sohn 1780 seine große Reise antrat, hatte die Mutter die Tiefurter Idylle so lieb gewonnen, daß sie nun selber jeden Sommer dort verlebte. Vor dem anderthalb Stunden entfernten Ettersburg hatte es den Vorzug, daß es die weimarischen Freunde in der halben Zeit erreichen konnten, und zwar auf schönen Wegen durch den Wald, den man das ‚Webicht' nennt, oder unten im Tale an der Ilm entlang. Namentlich aber forderte in Tiefurt die ganze Szenerie auf, hier ein von der Natur begonnenes schönes Werk erst noch mit menschlicher Kunst zu vollenden. Wie ein stiller See im Halbrund einer steilen Bucht, so liegt hier eine Wiesenfläche in einem Halbkreis von bewaldeten, bald sanft, bald schroffer aufsteigenden Hügeln; rund um den Wiesenteppich aber, zwischen Wiese und Höhe, rauscht der Fluß, der durch die Berge von seiner Richtung abgedrängt

wird und sich nun im Kreise biegt, bis er endlich einen Ausschlupf findet. Inmitten dieser von der Ilm gebildeten Halbinsel liegt das Wohnhaus, das früher zum Kammergute gehörte, nun aber von den landwirtschaftlichen Gebäuden durch eine Mauer abgetrennt war. Es ist ein bescheidenes zweistöckiges Gebäude von fünf Fenstern Vorder- und sechs Fenstern Seitenfront; durch einen verdeckten Gang ist es mit einem noch kleineren Seitengebäude verbunden. Im oberen Stockwerk des Hauptgebäudes nahm die Herzogin fünf Räume: Schlafzimmer, Garderobe, Wohnzimmer, Empfangszimmer und Speisezimmer. Daneben blieben noch ein Billardzimmer und Kabinett übrig, die auch als Gastzimmer dienten; doch wurden die Gäste gewöhnlich im Dorfe beim Bauer Grobe oder bei anderen Landleuten einquartiert. Im Obergeschoß des Nebenhauses, durch den erwähnten Gang der Herzogin nahe, wohnte die Göchhausen; nur sie und zwei Diener nahm die Fürstin im ersten Sommer mit hinaus.

Schon Knebel und Prinz Konstantin hatten angefangen, aus der landwirtschaftlich benutzten nächsten Umgebung das Unschöne zu beseitigen und neue Wege und Baumreihen anzupflanzen. Amalie setzte das mit größtem Eifer fort, namentlich nachdem sie im Sommer 1782 in Wörlitz zu Besuch gewesen war und dort den berühmten Park des Fürsten von Dessau gesehen hatte. „Kaum war ich wieder zurück," berichtet sie an Knebel, „da stürmte ich mit Projekten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen! Das Schlößchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu



Tiefurt.
Östliche Seite des Schlößchens. Schlaf- und Wohnzimmer der Herzogin, bedeckter Gang, Zimmer der Hofdame v. Göchhausen.

haben. Ich will Ihnen einen Plan schicken, den Goethe für die Entree im Garten hat machen lassen, die, wie Sie wissen, etwas enge im Raum ist; Sie kennen ja wohl das Sprichwort: „Les petites choses engendrent les grandes“.

Die Parkschöpfer begnügten sich damals nicht mit dem Anpflanzen schöner einheimischer und seltener ausländischer Bäume und Sträucher, mit der kunstvollen Führung von Wegen und dem Anlegen schöner Plätze und Blumenbeete, mit dem Anbringen von Lauben und Bogengängen, sondern man erbaute außerdem Tempel, Borkenhäuser oder Mooshütten oder Einsiedeleien, man sorgte für Felsengrotten, man suchte eine große Eiche oder Linde, in deren Ästen ein Altan gebaut werden konnte, zu dem man in einer Wendeltreppe, die um den Stamm herumging, hinaufstieg. Man baute künstliche Ruinen auf und ließ künstliche klassische Altertümer aus der Erde hervorwachsen. Man errichtete namentlich eine große Zahl von Denkmälern und meißelte oder schnitzte auch an anderen Stellen noch Inschriften ein, um die Gedanken und die Stimmung der Vorübergehenden zu erhöhen. Wer in Amaliens Bereich eintrat, las über dem Eingange die Verse:

Hier wohnt Stille des Herzens. Goldene Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel.
Hörbar waltet am Quell der leise Fittich
Segnender Geister!

Schritt der Wanderer weiter, so forderte ihn eine altarförmige Denksäule, die mit einer Lyra und zwei Masken gekrönt war, auf, ‚Mozart und den Musen‘ seine Gedanken

zu widmen. Anderwärts sah man die Büsten von Herder, Wieland und Goethe. Am Eingange zu einem Weinberge stand ein Bacchusknabe. Halb im Waldesdunkel über der Schutzwand einer Steinbank war ein Amor, eine Nachtigall fütternd. Ernster sprach ein mit der Aschenurne gekrönter Bau, der an Amaliens Bruder Leopold erinnerte; doch seines Todes konnte man mit Freude gedenken, denn er hatte ihn gefunden, als er bei Frankfurt an der Oder bei einer Überschwemmung zur Rettung bedrohter Mitmenschen den Kahn in den reißenden Strom lenkte. Am Waldsaum stand eine Mooshütte, Schutz vor Regen und Sonnenbrand anbietend. Auf freiem Wiesenplane erhob sich ein runder antiker Tempel, dessen Dach auf sechs schlanken Säulen ruhte; Rosen und Jelängerjelieber wanden sich um die Säulen, und in der Mitte des kleinen Heiligtums war das Geschwisterpaar Kaunos und Biblis, das Mädchen den Bruder in allzuheißer Liebe umschlingend, in Stein gebildet. Wer dann auf die Höhe stieg, um einen Überblick über die ganze Idylle zu haben, dem plauderte eine Inschrift am Sockel einer antiken Vase zu:

Steile Höhen besucht die ernste, forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad wandelt die Liebe im Tal.

Von Goethe ist diese Inschrift, von ihm auch diejenige auf dem Steine, der Wielands Lieblingsplatz im Waldesdunkel zeigt:

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen —
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung.

Was der Himmel Herrliches tat, was glücklich die Erde immer geboren,
Das erscheint dem wachenden Träumer. Alles erzählt er den Musen,
Und daß die Götter nicht zürnen, lehren die Musen gleich
Bescheiden Geheimnisse sprechen.

Das Witwenhaus in der Stadt, das Jagdschloß auf dem Ettersberge, das Landhaus bei Tiefurt: es waren stille Stätten, aber ihre Herrin durfte an ihre eigenen Besucher denken, wenn Goethe ihr aus dem ‚Tasso' vorlas:

Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Und sie durfte für sich die schönen Worte der Prinzessin nachsprechen:

Auch kann ich dir versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sei ein Urteil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Taten Wert,
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt:
Wohin sich das Gespräch der Edeln wendet,
Ich folge gern, denn mir wird leicht, zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;

Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Auch Amalie war eine Gelehrte wie jene Prinzessin. „Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten, was uns die Vorwelt ließ", hatte sie jedoch nicht von der Mutter ererbt; erst im Ruhestande fand sie rechte Zeit, Schülerin zu sein. Das Französische war ihr fast mehr Muttersprache als das Deutsche, Englisch verstand sie auch und Italienisch lernte sie recht gut. Sie übersetzte aus dem Englischen Stellen des Ossian und aus dem Italienischen z. B. des Agnolo Firenzuola das alte Märchen ‚Amor und Psyche'. Ihr Lehrer und Helfer in dieser Sprache war ihr Bibliothekar Jagemann. In jungen Jahren Augustinermönch, dann Geistlicher in Italien, dann Direktor des katholischen Gymnasiums zu Erfurt, war er von Amalie nach Weimar berufen; hier trat er zum Protestantismus über und heiratete bald zum zweiten Male, nachdem die erste unglückliche Ehe geschieden worden war; durch die zweite Frau wurde er mit Musäus und den Kotzebues verschwägert. Seine Verdienste um die Kenntnis der italienischen Sprache und Literatur in Deutschland wurden groß: eine Grammatik, ein Wörterbuch, eine Geschichte der Künste und Wissenschaften in Italien, ja, sogar eine italienische Zeitschrift, eine Gazzetta di Weimar*) gab er 1787 und 1788 heraus.

*) Gazzetta di Weimar, che, oltre le notizie politiche e letterarie delle parti meridionali d'Europa, contiene le piu celte poesie, favole,

Lateinisch und Griechisch lernte die Herzogin besonders von Wieland und Villoison; sehr ausdauernd besorgte sie ihre schriftlichen Präparationen und Exerzitien. Die Geduld, den Mut, den Eifer, den die braunschweigischen Fürsten auf dem Schlachtfelde bewiesen, habe Amalie hier bewährt, rühmte der höfliche Franzose. Sie übersetzte die Elegien des Properz, las die Lieder des Anakreon, las sogar die derbe Komödie des Aristophanes von den Fröschen. Im Sommer 1782 schrieb sie vergnügt an Knebel: „Ich kann sieben anakreontische Oden lesen und verstehen. Ich bin aber auch ‚une princesse pleine de génie'! Knebel, was sagen Sie dazu?" Und im Januar 1784: „Mein Fleiß im Griechischen geht mit großen Schritten. Diesen Winter studiere ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese. Ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem dem hat er soviel Grazie, daß man ihm alles gern verzeiht, auch selbst seine schmutzigen Sachen."

Villoison, dessen Besuch sie zum Griechischlernen veranlaßte, war einer der berühmtesten Kenner des Altertums. Schon als Dreiundzwanzigjähriger war er 1776 zum Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften berufen worden; später veröffentlichte er die griechischen Schätze der Markusbibliothek zu Venedig, namentlich einen berühmten Kodex der ‚Ilias'. Er hatte sich an Karl August und Knebel herangedrängt, als diese im Winter 1774/75 sich in Paris aufhielten; nun zappelte sein Herz nach einem weimarischen Orden oder Titel, damit seine Glückseligkeit vollkommen

novelle ec. per lo piu d'autori viventi, ad uso de'dilettanti della lingua e letteratura Italiana. In Weimar appresso C. J. L. Glüsing.

werde; im Mai 1782 kam er selber nach Weimar, und erst im März des nächsten Jahres gelang es, ihn zum Abschiednehmen zu bewegen. Denn der gelehrte Franzose fand Weimar und Tiefurt den elysäischen Gefilden gleich, die Fürsten und Fürstinnen dort erschienen ihm wie Halbgötter, ihre Hoffräuleins nannte er Ilmnymphen, was sie gar nicht gern hörten; an Knebel, der damals in Nürnberg war, ließ er bestellen, eine faule Birne in Weimar sei köstlicher als die edelste Traube anderwärts, und auch für Herder, Wieland und die Andern hatte er die schmückendsten Haupt- und Eigenschaftsworte seiner höflichen Muttersprache stets bereit. Schließlich fütterte ihn Herzogin Amalie ganz gern ein Jahr lang durch; er war ein gutmütiger, anspruchsloser Mensch, und seine Schmeicheleien waren so haarsträubend, daß sie viel Vergnügen bereiteten. Man konnte manches von ihm lernen und konnte ihm glauben, daß auch er auf der fürstlichen Bibliothek vieles entdecke und lerne. Seine ‚Epistolae Vimarienses'*) zeugten der gelehrten Welt von seinen damaligen Studien; der erste dieser lateinischen Briefe war mit gutem Grunde ad Serenissimam Principem Annam Amaliam gerichtet. — —

Man sprach damals viel von ‚schönen Wissenschaften'; es sind diejenigen, die man nicht in der Schule oder durch strenge Hauslehrer lernt; und da zu Amaliens Zeit das Unterrichtswesen, namentlich auch das für Mädchen, noch sehr unentwickelt war, so lernte man damals vieles auf eine lustige Weise und in angenehmer Geselligkeit, was jetzt den

*) In Zürich 1783 erschienen.

Heranwachsenden gewaltsam eingezwungen wird; die Lernlust reichte denn auch damals viel länger in's Leben hinein. Freilich war es oft ein mehr naschendes als ‚systematisches' Lernen. Geographie trieb man an Reisebeschreibungen — Cook und Forster waren deren berühmteste Verfasser — Weltgeschichte an alten und neuen Memoiren. Die Kenntnis des klassischen Altertums vermittelten die immer besser werdenden Übersetzungen. Wieland war auch hier ein Anführer. Auch die Naturwissenschaften studierte man namentlich bei Gelegenheit der neuen Erfindungen und Entdeckungen. Goethe und Karl August hatten gar großen Durst nach Erkenntnissen in der Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Anatomie, Chemie, Physik usw.; Herzogin Amalie ließ sich gern eine Strecke lang mitziehen, wenn sie sich auch nicht wie Knebel und die Göchhausen eine eigene Steinsammlung anlegte. Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen jener Zeit, die der Dampfmaschine, des Sauerstoffs und Stickstoffs, konnte man freilich noch nicht nach Verdienst würdigen; um so mehr war damals das gebildete Publikum gebannt von zwei andern neuen Erscheinungen: dem Mesmerismus und der Montgolfière. Mesmers magnetische Kuren und seine Schriften darüber machten solchen Eindruck, daß ihm die französische Regierung 1778 eine Jahresrente von 20000 Livres für sein Geheimnis anbot und daß das Publikum 340000 Livres für eine Veröffentlichung seiner Heilmethode subskribierte. Auch in den Stuben der Herzogin Amalie ward gar viel von den magnetischen Kräften des Menschen gesprochen, und bei einem Aufenthalte in Leipzig suchte sie einen äußerst elektrischen Menschen auf, den Professor Ludwig, an dessen Tische einst



Frau Luise v. Imhoff. Karl v. Knebel. Frau Sophie v. Schardt. Hauptmann Heron.

Eine englische Sprachstunde in der weimarischen Gesellschaft um 1786.

Nach einer Silhouette aus dem Nachlaß K. v. Knebels.

der Student Goethe gegessen hatte, ihr vorstellte. „Baron Rose, ein reicher Livländer, ohngefähr zwanzig Jahre alt, ist so sehr elektrisch, daß, wenn er hustet, ihm Funken aus dem Hals kommen und nachts sein Odem leuchtet. Dieser Mensch ist blond, nichts weniger als lebhaft und sehr eingezogen in seinen Sitten. Bei starker Hitze und bei Annäherung der Gewitter leidet er sehr. Der Professor machte in der Herzogin Gegenwart einige physikalische Experimente, die den Kennern der Wissenschaft wunderbar vorkommen."*)

Mesmer war ein halber Schwindler; die Erfindung der Brüder Montgolfier, mit deren Hilfe die Menschen, die in der Luft bisher nur fallen konnten, von nun an aufstiegen und mit den Wolken reisten, war eine allerwichtigste. Man erwartete das ganze Jahr 1783 begierig die Pariser Zeitungen, die von neuen Aufstiegen berichteten; man war begierig, das wunderbare Schauspiel im kleinsten Maßstabe selbst zu sehen. Die roten Luftballons, die sich die Kinder jetzt auf Jahrmärkten kaufen, waren das erste ersehnte Ziel. In Weimar bemühten sich Karl August, Goethe und der Apotheker Buchholz darum; noch Weihnachten 1783 schreibt Goethe: „Buchholz peinigt vergebens die Lüfte, die Kugeln wollen nicht steigen; eine hat sich gleichsam aus Bosheit bis an die Decke gehoben und nun nicht wieder." Aber am 4. Februar des nächsten Jahres gelang es, und zwar im Wittumspalais. Sogleich schrieb es Wieland an Merck: „Heute abend hat der Herzog in seiner Frau Mutter Hause zum ersten Male cum successu einen kleinen Luftballon aus Ochsenblasen

*) Fräulein v. Göchhausen an K. v. Knebel, abgedruckt in Lewalds ‚Europa' 1843, S. 546.

steigen lassen. Er (der Ball nämlich) flog bis an die Decke und suchte sich durchzubohren. Weil's aber nicht anging, zeigte man ihm endlich den Weg zur Tür hinaus; er flog eine Treppe hinauf und stieg bis in die Mansarde. Ich hab's nicht selbst gesehen, aber es soll schön gewesen sein, und Herren und Frauen bei Hofe hatten große Lust daran." Die Frauen banden natürlich sogleich ihre Wünsche an dies neue Gefährt; Herzogin Amalie schrieb am 22. Februar an Goethes Mutter, die so oft schon nach Weimar Eingeladene: „Wie gefallen Ihnen, liebe Mutter, die Luftreisen, die jetzt Mode werden? Nicht wahr, das wäre eine Lust, wenn Frau Aja sich in die Luft transportieren und bei mir in Tiefurt ‚aus Lüften hoch da komm ich her' singen könnte! Was das für ein Gaudium sein würde!"

Wir sahen schon, daß das reger und allgemeiner werdende geistige Leben jener Zeit auch in Zeitschriften und Zeitungen sichtbar und wirksam wurde. Das weimarische Blättchen, das seit 1764 zweimal die Woche herauskam, brachte neben seinen amtlichen und privaten Anzeigen und neben seinen wenigen und unbestimmten politischen Neuigkeiten manches geistreiche Gedicht in Lessings oder Gellerts Ton, manche gelehrte oder gemeinnützige Betrachtung. Aber Wieland rühmt 1780 gegen Merck, daß Weimar außerdem drei Journale höherer Art habe: seinen eigenen ‚Deutschen Merkur', Jagemanns ‚Magazin der italienischen Literatur' und Bertuchs ‚Spanisches Magazin', das bereits 1500 Abonnenten zähle. Der rührige Bertuch fügte bald noch zwei sehr wichtige neue Zeitschriften hinzu: die ‚Allgemeine Literaturzeitung' und das

‚Journal des Luxus und der Moden'. Kein Wunder, daß in dieser Literatenmitte auch Herzogin Amalie Lust bekam, eine Zeitschrift zu gründen und zu redigieren. Das ‚Journal de Paris', das seit 1777 täglich herauskam, war damals ein gern gelesenes Unterhaltungsblatt: es war ein grotesker und deshalb reizender Gedanke, das Dörfchen Tiefurt mit der Hauptstadt der Welt in Wettstreit treten zu lassen und dem ‚Journal de Paris' ein ‚Tiefurter Journal' gegenüberzustellen! Zwar täglich ließ es sich nicht herausgeben; eine Druckerei zu bemühen lohnte sich auch nicht, da elf Abschriften für die auserwählten Leser genügten, aber mit fröhlichem Eifer ging man an's Werk. „Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten beiderlei Geschlechter zusammengetreten und hat sich vorgenommen, alles, was Politik, Witz, Talente und Verstand in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums vorzulegen." So begann das ‚Avertissement' vom 15. August 1781; am 16. August „erschien" die erste Nummer, „in Groß-Median-Quart in fein Papier". Es war allerlei aus Tiefurt zu melden: unter den ‚Außerordentlichen Begebenheiten', daß ein Perlhuhn neulich 20 Eier gelegt habe, unter ‚Landwirtschaft' eine Darlegung der Ernährungsgrundsätze des Gutspächterpaares Starke, das sich durch Wohlbeleibtheit hervortat; unter ‚Mineralogie' las man, daß eine gewisse junge Dame (die Göchhausen) ihre Sammlung durch ein kleines Stückchen vom Stein der Weisen vervollständigen möchte und dafür allen möglichen Lohn geben würde, „jedoch ihrer jungfräulichen Ehren in allewege un-



beschadet". Als erstes ‚Schauspiel' ward das Einbringen des letzten Erntewagens gemeldet: „Der Beifall des Publikums war sehr laut, und tags darauf wurden die Akteurs mit einem ländlichen Fest regaliert". Die Tiefurter Musikpflege litt darunter, daß „man noch nicht über den Platz des Operntheaters einig geworden", weshalb man sich darauf beschränkte, daß Demoiselle Corona Schröter einige Arien von Rousseau vor dem Klaviere sang.

So begann das Tiefurter Journal als Scherzzeitung und bot also zunächst nicht mehr und nicht weniger, als was ein Studentenverein oder eine zu einer Hochzeit geladene Gesellschaft zur Erhöhung eines Festes an lustigen Einfällen zusammenträgt. Aber zu dieser Gesellschaft gehörten Goethe, Wieland, Herder, Knebel, und darum mußte sich ein großer Nutzen dilettantischer Betätigung hier zeigen: sie gibt auch dem wahren Talent und dem Genie eine Gelegenheit, sich zu üben oder, wo das nicht mehr nötig, sich zu offenbaren. Blättern wir in diesem scherzhaften Journal, so stoßen wir schon im fünften Stück auf folgende Ode:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie ...

Das ist Goethes Stimme! In der nächsten Nummer gibt ein Einsender vor, aus dem Griechischen zu übersetzen, aber

es sind wieder Worte aus dem kleinen Gartenhause an der Ilm:

Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen!
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel:
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich, bleibend in dem Arm der Liebsten,
Eurer und der Mitternacht vergessen?

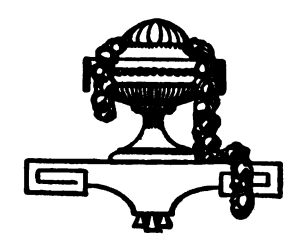
Und ein anderes Stück beginnt mit Goethischem Glockengeläut:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut.
— — — — — —
Heil den unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen ...

Auch die Andern steuerten Gutes bei; wer nicht eigene Werte gab, war fremder Sprachen kundig und übersetzte das ihm schön Dünkende. So sind die 46 Nummern der merkwürdigen Zeitschrift, bis zum Juni 1784 fortgeführt, schließlich ein recht vollständiges literarisches Abbild der Völker und Zeiten geworden; Herder hat dazu, zum Weltbilde, das Beste getan. Er hat auch die heiteren Verse beigesteuert, die so recht nach dem Sinn dieser Tiefurter Gesellschaft waren:

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit: was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf!
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben:
Laßt uns Rosen drüber streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder süßen Jugendtat:
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Frisch gelebt sein Leben hat!





Drittes Kapitel.

Die schönen Geister.

Die fürstliche Familie war um 1775 in Weimar noch nicht reich genug, um die Künste und Wissenschaften zu „fördern“ oder Gelehrte und Künstler nur dazu herbeizurufen und zu besolden, daß sie frei nach ihrer Neigung der Wissenschaft oder Kunst dienten. Dennoch entstand damals in der Dorfstadt Weimar nicht zufällig, sondern infolge der Gesinnungen der Herzogin Amalie und ihres Sohnes Karl August jener Kreis vorzüglicher Geister, den man bald Musenhof nannte und der für das beste geistige Leben Deutschlands noch heute eine Versammlung von lebendigen Lehrern ist, bei denen wir Rat, Hilfe, Trost und edelste Freuden suchen. Jene Gesellschaft bildete sich, weil Mutter und Sohn in die Ämter am Hofe und im Staate, wo sie nur immer konnten, Männer von „schönem Geist“ und „fühlbarem Herzen“ beriefen und weil sie solche Männer zugleich als ihre eigenen Freunde und Lehrer aufnahmen. Zweitens aber, weil Mutter und Sohn

sowohl die Vergnügungen, die sie sich wünschten, wie die Repräsentation, auf die auch die schlichtesten Fürsten einigen Wert legen müssen, geistig belebt und künstlerisch gehoben begehrten, weil sie in beides, in Lust und Pracht, die Künstler und ihre Werke lieber hineinzogen als jene Menschen, die nur durch vornehme Abkunft etwas bedeuten, und jenen Prunk, der nur den Reichtum zur Schau bringt. Mit Vergnügungen und Scherzen, mit höfischen Festen und mit allerlei Dilettanterei wurden hier in Weimar bleibende, klassische Werke ebenso vermischt und verflochten, wie ihre Urheber neben anderen Lehrern, Verwaltungsbeamten und sonstigen Hof- und Staatsdienern als ihresgleichen standen. Das Genie von Goethe, Wieland, Herder und Schiller kann man nicht Fürsten zur Ehre anrechnen, aber diese genialen Männer bezeugen uns selber, wie sehr früher ein solcher Kultursitz entbehrt wurde, wie sehr es zum Wachstum und zur Entfaltung ihrer Kräfte beitrug, daß sie gerade an diesem Hofe zusammengeführt, hier beständig beschäftigt und angeregt wurden. Hier verfeinerten sie sich in höfisch geschulter Gesellschaft, hier rieben sie sich aneinander, hier steigerten sie aneinander Witz, Mut und Kraft, hier fanden sie für ihre Werke ein Publikum, wie es wohlwollender und einsichtiger noch nirgends gefunden werden konnte. Als Goethe im Alter von Schillers Jugenddramen sprach, die ihm nach wie vor nicht behagten, sagte er von ihren Fehlern:*) „Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen."

*) Zu Eckermann, 9. Mai 1827.

Und schon als Wieland im Januar 1773 seinen ‚Deutschen Merkur‘ begann, schrieb er in der Vorrede, nachdem er den damals so häufigen schmerzlichen Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich gezogen: „Wir haben keine Hauptstadt, welche die allgemeine Akademie der Virtuosen der Nation und gleichsam die Gesetzgeberin des Geschmackes wäre. Wir haben kein feststehendes Nationaltheater; unsere besten Schauspieler sowie unsere besten Schriftsteller, Dichter und Künstler sind durch alle Kreise des Deutschen Reiches zerstreut und größtenteils der Vorteile eines näheren Umgangs und einer vertraulichen Mitteilung ihrer Einsichten, Urteile, Entwürfe usw. beraubt, welche zur Vervollkommnung ihrer Werke so viel beitragen würde.“ Wenige Jahre später war Weimar diese ästhetische Hauptstadt der Deutschen, und Goethe rief aus:

O Weimar, dir fiel ein besondres Los:
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!

Daß Wieland unter den führenden Mitgliedern des Musenhofes der Erste und Älteste war, gehörte zu den glücklichen Zufällen, deren die Menschen freilich auch immer bedürfen, wenn Außerordentliches entstehen soll. Zu den glücklichen, denn Wieland war noch auf manches Jahr der Verständigste, Verträglichste, Kenntnisreichste und Unparteiischste im Kreise. In ihm verkörperte sich alle bisherige literarische Kultur. Alle besten Gedanken und poetischsten Erfindungen der Griechen, Römer, Italiener, Franzosen, Engländer, der altdeutschen Zeit, der christlichen und heidnischen Religionen waren in seinem Kopfe heimisch gewesen und von ihm irgendwie wiedergegeben: als



Wieland.

1779 von Georg Oswald May gemalt.
Mit besonderer Erlaubnis aus dem „Corpus imaginum"
der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

Schilderung, Erzählung, Übersetzung, Kritik oder Anmerkung. Als Kosmopolit und Allesversteher war er ein glücklicher Weltweiser geworden, der überall zu genießen und überall Maß zu halten wußte, der das Gute liebte, ohne das Mangelhafte zu hassen. Auch seine Schwächen und Launen blieben erträglich, da sie stets rasch wieder überwunden wurden. Wunderbar waren in ihm ein sehr entzündbares Herz und ein sehr kühler Kopf vereinigt; das Herz hatte immer das erste, der Verstand immer das letzte Wort. So kam es, daß er oft launisch, bald zu enthusiastisch und bald zu krittlich erschien. Aber beide Stimmungen glichen sich immer wieder aus, und so gab es unter seinen Zeitgenossen keinen Gerechteren und Wohlwollenderen, Keinen, der besser berufen gewesen wäre, die führende literarische Zeitschrift herauszugeben. Auch früheren Gegnern fielen die Waffen aus den Händen, wenn sie in seine Nähe kamen: wie hat der junge Goethe ihm innerlich Abbitte tun müssen! Und wie hat dann Goethe im Lauf der Jahre gelernt, den älteren Freund zu schätzen! „Er hat sein Zeitalter sich zugebildet," diese große Wirkung schreibt Goethe Wielanden zu,*) „er hat dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urteil eine entschiedene Richtung gegeben . . . Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und Offenheit seines Wesens." Und über Wielands Charakter: „Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf's Praktische

*) In der Gedächtnisrede von 1813.

beziehe. Nur in dem, was der Mensch tut, zu tun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festeren, sich selbst immer gleicheren Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie; daß er irgendeinen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden."

Goethe urteilt weiter: „Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja, die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an Allem teilnehmen wollte und über Alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er notwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen; ja, er wäre es unter einer leichteren, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen." Und schließlich betont Goethe, er habe kaum jemand gekannt, der „das, was von Anderen Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte".

Aus diesen gewichtigen Lobsprüchen klingt doch auch heraus, daß Wieland von keiner erdrückenden oder erschreckenden Größe war; vor Goethe, Herder und Schiller konnte man sich fürchten, mit Wieland war leicht behaglich-menschlich

umzugehen. Er war ein mittelgroßer, aber recht schmaler, magerer Mann; als er 1777 auf der Durchreise durch Frankfurt Goethes Mutter besuchen wollte, bat er im anmeldenden Briefe, sie möge sich an der Schmächtigkeit seiner Figur und seinen dürren Spindelbeinen nicht ärgern: er sei noch aus der Zeit, wo die Genies ihre Kraft im Kopfe hatten. Gut hat ihn Fritz Jacobi geschildert: „Ein zarter, hagerer Mann. Beim ersten Anblicke scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstehen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Gebärde das Feuer seines Geistes und der Charakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigentümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so gerät sein ganzer Körper, doch auf eine fast unmerkliche Weise, in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein Mund öffnet sich etwas, und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte ausgesprochen oder seinem Freunde die Hand gedrückt hat."

Gern spottete Wieland und ließ er sich verspotten, namentlich wegen seiner leiblichen und geistigen Zeugungslust. Seine brave, von der Gesellschaft sich gänzlich zurückhaltende Frau, die niemals ‚du' zu ihrem berühmten Gatten zu sagen wagte, brachte ihm in zwanzig Jahren vierzehn Kinder, und Wieland fühlte sich wohl in einem Hause, „wo alle Augenblicke aus irgendeinem Winkel ein ander Bübchen oder Mädchen, auf das man nicht gerechnet hatte, hervorgekrochen

kommt".*) Und die Zahl seiner umfangreichen literarischen Werke war noch viel größer.

Sein Streben, das Gute, Wahre und Angenehme auf beiden Seiten zu sehen, reizte natürlich die Spottlustigen gleichfalls. Als Klopstock seinen alten Freund Christoph Bode einmal nach Wieland fragte, antwortete dieser, Wielands wegen möchte er beim Jüngsten Gericht eine Viertelstunde Jesus Christus sein. „Was würd' Er dann tun?" fragte Klopstock, und Bode antwortete, er würde Wieland vor sich fordern und dieser müsse seine sämtlichen Schriften mitbringen. Dann würde er ihn fragen: „Sind Sie Herr Wieland aus Weimar?" — Ja. — „Nun, Herr Wieland, sehen Sie, nach dieser Seite liegt Rechts und nach jener Seite Links. Gehen Sie nun, wohin es Ihnen beliebt! Ganz, wohin es Ihnen beliebt! Aber, nehmen Sie sich nur in acht, das sage ich Ihnen, geben Sie wohl acht!" Dann würde Wieland in der größten Not sein, denn entweder rechts oder links gehen oder bloß und endgültig rechts oder links gehen, das eben konnte er nicht.

Daß Wieland von Jahr zu Jahr seine Herzogin Amalie besser lieben lernte, ist schon berichtet; ihr ging es mit ihm ebenso. Man erzählte sich, daß Wieland sein Schläfchen in einer Sofaecke machen durfte, während die Fürstin in der anderen Ecke mit einem Buche oder einer Arbeit saß, und Schiller berichtet, daß Amalie ihn eines Tages im Mai 1788 zu Wieland geschickt habe, er möchte sogleich zu einem improvisierten Konzert, das die Sängerin Duscheck bei ihr gab,

*) Wieland an Gleim 1782.

kommen; Wieland spielte gerade eine Partie L'hombre und mochte sich nicht von den Karten losreißen. Da ließ ihm die Fürstin bestellen: er sei ein altväterischer, platter Mensch, ein Philister; wenn er ein andermal etwas Gutes bei ihr hören wolle, so werde sie ihm die Tür vor der Nase zuschlagen. Eben die Möglichkeit dieser Gemütlichkeit war eine große Ursache, warum Wieland sich der Herzogin nach Aufhören ihrer Regentschaft viel mehr näherte als vorher; jetzt malte er gern mit komischer Laune seine früheren Leiden aus, als Amalie noch das Hofzeremoniell beobachten mußte: das Warten im Vorzimmer, das lange Stehen im Saale, das peinliche Sitzen an der Tafel, Erkältungen in Zugluft, unverdauliche Speisen und als Allerschlimmstes: die fatale Beutelperücke auf dem Kopfe!

Wenn man sich Wieland vergröbert denkt und ihn in eine gröbere Umgebung versetzt, so bekommt man Musäus. Er stammte aus Jena, hatte Theologie studiert und wäre beinahe Pfarrer zu Farnrode bei Eisenach geworden, wenn die Bauern nicht rechtzeitig erfahren hätten, daß er schon einmal getanzt hatte. 1763 wurde er in Weimar Pagenhofmeister, 1770 Professor am Gymnasium, und bald war er im Städtchen eine bekannteste Persönlichkeit. Aber auch die Buchhändler im Reiche kannten und schätzten ihn. Seine satirischen Romane wurden gern gelesen, und die ‚Volksmärchen der Deutschen', deren Stoff er größtenteils bei gemütlichem Gespräch den alten Leuten seiner Nachbarschaft ablockte, gehörten lange Jahre zu den populärsten Büchern.

Die Bürgerschaft schätzte ihn als Dichter, als ihren Dichter; bei besseren Familienfesten bat man ihn um die poetische Verklärung, und er ließ sich nicht nur die harten Taler für seine schnell aus der Feder fließenden Verse gefallen, sondern nahm auch gern als Ehrengast an den Lustbarkeiten teil, wozu man den vergnügten, in allem Spaß erfindungsreichen Mann gern einlud. Die Leute freuten sich schon, wenn sie ihn im Sommer des Nachmittags zu seinem Garten oberhalb der Kegelbrücke pilgern sahen: unter einem Arme hatte er Brennholz und ein Buch, in der andern Hand trug er die Kaffeekanne; den würzigen Trank kochte er selber, seine Gattin, Julchen, war oft sein Gast, manchmal auch ein aufgeweckter Knabe, sein Neffe August Kotzebue. Hier im schönen Garten, dessen Kaufgeld seine Freunde, zumal Herzogin Amalie, zusammengesteuert hatten, las, plauderte und dichtete er am liebsten. Amalie hatte den witzigen Mann recht gern und gab seiner Muse gern Aufgaben, z. B. mußte er einmal die Vorzüge, die Kaffee und Tee gegeneinander haben, besingen. Sie konnte ihn auch zu komischen Rollen in ihrem Haustheater und auch sonst als Helfer in Vergnügungsangelegenheiten gut brauchen und gönnte ihm dann auch die wohlverdiente Freude und Ehre.

Auch Friedrich Justin Bertuch hatte als Schriftsteller schon während Amaliens Regentschaftszeit begonnen, obwohl er, 1747 geboren, 14 Jahre jünger als Wieland und 12 Jahre jünger als Musäus war.*) Er war ein Weimarer

*) Die Mitteilungen über Bertuch nach Dr. Wilh. Feldmann, F. J. Bertuch, Saarbrücken 1902.



Friedrich Justin Bertuch.

Nach einem Gemälde im Wittumspalais.

Kind, hatte in Jena zuerst Theologie, dann die Rechte studiert, war vier Jahre lang Hauslehrer bei dem Freiherrn Bachoff von Echt gewesen, der früher als dänischer Gesandter in Madrid gelebt hatte und nun ein Gut bei Altenburg bewohnte. Als Bertuch 1773 nach Weimar zurückkehrte, war er ein junger, gewandter Mann, der in dem vornehmen Hause zu feinen Formen erzogen und namentlich auch zum Kenner der spanischen Sprache geworden war; der alte Gesandte hatte sie ihn, um sich selber die Zeit zu vertreiben, an der Hand des ‚Don Quixote' gelehrt. Bachoff war Dichter, und Bertuch wetteiferte mit seinem Prinzipal auch darin; seine Verse fanden zwar nicht viel Beifall, aber eins seiner 1772 herausgegebenen ‚Wiegenliederchen' kam doch in aller Kinder Mund:

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide
Und sprung mutwillig in den Klee
Mit ausgelassner Freude ...

In Weimar lebte Bertuch zunächst als Literat, rasch Bekanntschaft machend mit den Dichtern Wieland, Knebel, Einsiedel und Seckendorff, mit dem Theaterdirektor Seyler, dem Komponisten Schweitzer, dem Kapellmeister Wolff, aber auch schon in brieflicher Verbindung mit auswärtigen berühmten Schriftstellern: Weiße in Leipzig, Gleim und Klamer Schmidt in Halberstadt, Boie in Göttingen, Gotter in Gotha. Mit Wieland verkehrte er täglich und nahm diesem bald die geschäftliche Last, die der Selbstverlag des ‚Teutschen Merkurs' mit sich brachte, ab; die nötigen kaufmännischen Kenntnisse

hatte sich Bertuch von Seyler erfragt, der ein bankerotter Hamburger Kaufmann war, und das Erfragen genügte in diesem Falle, weil in Bertuch ein kaufmännisches Genie wohnte. Auch Herzogin Amalie wurde auf den talentvollen jungen Mann sogleich aufmerksam. Sie veranlaßte ihn, das Trauerspiel ‚Ines de Castro‘ von Houdard de la Motte zu übersetzen; es erschien 1773 und diente als Geburtstagsgeschenk für den Prinzen Konstantin. Zum Geburtstage des Erbprinzen wurde im gleichen Jahre Bertuchs Trauerspiel ‚Elfriede‘ von Seylers Truppe aufgeführt; es fand viel Beifall und erhielt sich manches Jahr auf den Bühnen. Auch eine komische Oper von Favart, ‚Das große Loos‘, bearbeitete Bertuch für das deutsche Theater. Die wichtigste seiner zahlreichen Übersetzungen war jedoch die des ‚Don Quixote‘, die er von 1775 an erscheinen ließ. Von früh um fünf bis abends sechs Uhr saß er, eine Essensstunde ausgenommen, mit seinem geliebten spanischen Ritter am Schreibtisch, dann ritt er zwei Stunden lang oder ging mit Wieland und dessen Familie spazieren, und danach schrieb er bis zehn Uhr Briefe. Einen solchen eifrigen und geschickten Mann gönnte Karl August nicht gänzlich den Musen; sogleich bei seinem Regierungsantritt ernannte er Bertuch zu seinem Geheimschreiber und Scatolier.

Wieland und Musäus waren bürgerliche Berufsgelehrte und Berufsschriftsteller, schon ältliche Leute, von äußerer Gestalt unansehnlich; Bertuch war ein jüngerer, geschmeidiger, strebsamer Mann („das artige Männchen“ nannte ihn Karoline Herder), bei dem aus dem Literatenkleide schon der Kauf-

mann herausguckte. Ganz anders erschienen die drei nächsten Mitglieder des Musenhofs: junge, hochgewachsene Kavaliere, adlige Söhne aus Thüringen und Franken, gewandte Hofleute, zwei von ihnen frühere Offiziere, alle drei eifrige Liebhaber der Künste, zu ihrer Ausübung talentiert, aber alle drei nicht geschaffen, ihre Talente zu Beruf und Broterwerb auszunützen wie die genannten Bürgerlichen, deren Begabung und Fleiß freilich auch noch größer war. Wir meinen Hildebrand v. Einsiedel, Karl v. Knebel und Siegmund v. Seckendorff. Vom liebenswürdigen Einsiedel war schon die Rede; auch ist berichtet worden, daß Knebel Erzieher und Begleiter des Prinzen Konstantin wurde, daß dieser jedoch bei Antritt seiner großen Reise Knebels Begleitung nicht begehrte. Nun rechnete Knebel darauf, daß ihm ein anderer Posten bald übertragen werde, aber die Jahre vergingen, und niemals wählte man ihn für die frei werdenden Plätze. Die fürstlichen Personen schätzten und liebten ihn, sie hielten ihn jedoch für keinen verläßlichen Arbeiter; auch Goethe urteilte 1778: „Knebel ist gut, aber schwankend und zu gespannt bei Faulenzerei und Wollen, ohne etwas anzugreifen." Und wenn Knebel etwas angriff, so blieb er doch nicht lange dabei. Er konnte keine fünf Minuten still sitzen oder auf einem Flecke stehen. Er war reizbar, aufbrausend und von einer Aufrichtigkeit und Unvorsichtigkeit in seinen Äußerungen, daß die Geduld seiner Freunde oft hart auf die Probe gestellt wurde. Aber daß sich Karl August, Goethe und die Andern recht viel von ihm gefallen ließen, beweist doch, daß Knebel im ganzen liebenswert und in der Gesellschaft sehr angenehm war. Seine Gutmütigkeit war oft erstaunlich; wenn ein

Gast in seinem Zimmer etwas lobte, drängte er ihm den gelobten Gegenstand gewiß auf. Auch die Damen hatten ihn als verständnisvollen Freund und bescheidenen Verehrer gern; er war Junggeselle, und dieser Stand schien der ihm natürliche zu sein. So verbrachte er seine Tage rauchend, träumend, in alten Klassikern lesend, sie langsam verdeutschend, dann Besuche machend, plaudernd, mit trockenen Witzen erfreuend, bald auch heftig scheltend und räsonierend, gereizt gegen sich selber oder gegen Andere, dann wieder rauchend und Luftschlösser schauend. Oft plauderte er auch mit den Dingen, die ihn umgaben; wenn er einheizte, was er am liebsten selbst besorgte, erzählte er den Holzscheiten, die er in den Ofen steckte, was gerade sein Herz bewegte. Nur zuweilen wurde er von Karl August oder Herzogin Amalie aus diesem Traum- und Plauderleben herausgerissen, damit er sie bei Reisen, politischen Verhandlungen oder Festen unterstütze. Einige Male riß er sich selber heraus, begab sich in die fränkische Heimat oder in den Thüringer Wald, um dort vielleicht ein neues Leben zu finden. Oft mußten ihn die Freunde in Briefen aufrütteln und ausschelten: Karl August und Goethe taten es in ernstlichster Prosa; in scherzhaften Versen sagte ihm Einsiedel die Wahrheit:

Du, dem zu jeder Zeit und Stund'
An Leib und Seel ist weh und wund,
Wohnest in Palästen prächtig und hoch
Und neidest drum doch die Maus im Loch!
Sitzest am Wasserfall klar und rein
Und sehnst Dich zu des Pachters Schwein!

Weißt eben nicht, was Dir frommen mag,
Und Wünsche kau'st den ganzen Tag,
So daß von Deiner Fingerspitz
Nicht mehr zu sehn der Nägel Sitz.

Oder ein andermal gegen Knebels Verzagtheit und Selbstquälerei:

Doch schlimmer als die allesamt
Ist jener dort, zur Höll verdammt,
Der seine Schand' selbst etaliert,
Das Ärgste von sich im Munde führt.
Der gelebt in Sodom [Potsdam] lange Jahr,
Ist drum an ihm kein gutes Haar.
Von einem gallicht-ranzigen Spleen,
Drum ihn die Mädchen alle fliehn.
Wär' gern zuweilen 'e Bösewicht,
Da fehlt's dem Kerl an Schnellgewicht!
Dann wieder ein empfindsam Schaf,
Da hindert ihn der Dumpfheit Schlaf!
Drum er in ew'ger Tollheit rennt,
Weiß nicht, was ihm auf dem Wirbel brennt.

Als der Begabteste dieser Dreiheit zeigte sich eine Zeitlang Seckendorff. Er übersetzte im Bunde mit Bertuch spanische Dichtungen, er dichtete eigene Lieder und Dramen und komponierte Volks- und andere Lieder; aber er bekam bald Grund, auf den Doktor Goethe, der seinen Stern verdunkelte, eifersüchtig zu werden. Bald löste er sich innerlich von dem Freundschaftskreise los; 1784 ging er von Weimar fort, wie Graf Görtz in preußische Dienste; er starb aber schon im nächsten, seinem vierzigsten Jahre. Auch seine Karikatur in

Versen ist uns erhalten, da Goethe ihn bei der Schilderung eines Nachtlagers im Walde mitgezeichnet hat:*)

Wer ist der Andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt
Und seine langen, fein gestalt'en Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt?
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Einsiedel, Knebel und Seckendorff waren die begabtesten Kunstfreunde der adligen Gesellschaft, als Zuschauer und zuweilen Teilnehmende stehen eine Reihe anderer junger Aristokraten hinter ihnen: Johann August v. Kalb, der Oberforstmeister Moritz v. Wedel, der Oberstallmeister v. Stein, der Stallmeister v. Werthern, der Kammerherr Franz Paul Christian v. Seckendorff, der Bergrat August v. Einsiedel, der Regierungsrat Konstantin v. Schardt, der Präsident des Oberkonsistoriums Friedrich v. Lynker und Andere.

Am 11. Dezember 1774 trat in der Abenddämmerung ein wohlgebildeter, schlanker Mann in Goethes Vaterhaus zu Frankfurt; es war Knebel. Bald danach gingen Goethe und Knebel in den Gasthof, wo die beiden weimarischen Prinzen auf der Durchreise nach Karlsruhe und Paris sich aufhielten. Rasch verstanden sich Goethe und Karl August; in den nächsten Tagen sahen sie sich in Mainz und im Mai 1775 in Karls-

*) Gedicht ‚Ilmenau'.

ruhe wieder. Am 12. Oktober lud der von der Hochzeit nach Weimar zurückkehrende junge Herzog den Dichter dringend ein, ihn zu besuchen; nach einigen Wochen fuhr Goethe mit dem jungen Johann August v. Kalb dem neuen fürstlichen Freunde nach; am 7. November traf er in dem Städtchen ein, zunächst nur als Gast, weshalb er denn auch in der Kalbschen Wohnung am Töpfenmarkte Gastfreundschaft annahm. Aber bald war die Freundschaft zwischen dem jungen Landesherrn und dem Dichter des ‚Götz' und ‚Werther' so groß, daß an keine Trennung mehr zu denken war.

Welchen ersten Eindruck der sechsundzwanzigjährige Goethe damals machte, hat uns ein anderer Karl August, nämlich der meiningische Prinz dieses Namens, überliefert: „Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen und hat ganz seine eigene Fasson, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eignen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter." Man nannte damals solche Menschen, zumal wenn sie ein großes Können gezeigt hatten, nicht übel: Originalgenies. Das eben hob den jungen Goethe schon über den älteren Wieland, daß dieser letztere bei allem Wissen und Können doch immer nur Literat, ein Verwerter und Erneuerer alter Literatur war, während Goethe nur einen Teil seiner Kraft aus den Geistern der Vor- und Mitwelt zog und das Beste geradewegs von der Natur hatte. Er war eine Stimme der Natur, die Dinge selber sprachen durch ihn. Wohl war auch Wielands geistiges Leben reich

und bunt, aber Goethe hatte noch etwas mehr: die mit eigenen Sinnen erworbene Kenntnis der Natur und Menschenwelt, das unmittelbare Mitgefühl mit ihnen. Wohl war Goethe damals im bewußten Naturstudium noch Anfänger, aber die liebende Hingabe an die Beschaffenheit der Dinge hatte er schon damals, und deshalb hatte er schon damals jene besondere Sprache und Ausdrucksweise, die seinen Zeitgenossen schwerer verständlich war als uns, seinen Schülern.

An Wieland hatte er sich im Jugendübermut versündigt, aber er hatte es bereut, und Wieland war groß genug, des Jünglings Vorrang zu erkennen, und nicht bloß willig, sondern freudig trat er ihm den ersten Platz an dem weimarischen Musenhofe ab, der durch Goethes Teilnahme erst vollendet wurde. Gerade Wieland schrieb damals die enthusiastischste Darstellung Goethes, die wir besitzen; sie wurde an ‚Psyche‘, d. h. an Frau Julie v. Bechtolsheim, gerichtet, als beide Dichter in den ersten Tagen des Jahres 1776 sie auf dem Lande besucht hatten:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem Andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium,
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zauberer. — — —
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher,
Und niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: ’s war Er!



Goethe um 1775.

Von Karl Bauer.

Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Viel kühler drückte sich Graf Putbus, der damalige Hofmarschall der Herzogin Amalie über Goethe aus. „Ein ehrenhafter Mann, der ehrenhafte Gesinnung zeigt.*) Er hat übrigens alle Arten von Ehrgeiz, will ein schöner Mann sein, ein liebenswürdiger Mann im Tone der Akademie und ein Mann von Talenten. Er hält sich für einen Alzibiades, und man hat ihn genug verwöhnt, um ihn in seinen Prätensionen zu bestärken. Ein maßloser Ehrgeiz wird ihn sehr hindern, völlig glücklich zu sein." Diese letzte Meinung teilten Viele, und sie hatten so unrecht nicht; nur hätten sie statt von Ehrgeiz oder ambition von einem faustischen Suchen und Streben reden sollen. Übrigens erschien Goethe nicht immer glänzend und geistessprudelnd; es war ihm auf allen Lebensstufen, schon von der Knabenzeit an, auch eine Steifigkeit im Äußern und Innern eigentümlich, die manchen vertraulich Nahenden ab-

*) Wir übersetzen aus dem Französischen; das Original ist im Goethe-Jahrbuch 1897 von Ruhland mitgeteilt.

schreckte. Manchmal litt Goethe auch an einer merkwürdigen Unbeholfenheit und Unberedsamkeit; daß er entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigte, machte ja sein Inneres so reich und sein Verhalten so mißverständlich. In der ersten Zeit in Weimar kam noch hinzu, daß man geneigt war, alle Irrtümer und übermütigen Scherze des jungen Herzogs seinem neuen Günstlinge auf das Schuldkonto zu schreiben, und daß es in der Tat ärgerliches Erstaunen erregen mußte, als sich die Neuigkeit verbreitete, dieser Frankfurter Schöngeist solle sofort einer der regierenden Geheimen Räte werden, ohne in irgendeiner Vorschule Proben seines Könnens und seines Charakters abgelegt, ohne die Erfahrungen, die Personen- und Landeskenntnisse gesammelt zu haben, die doch die Voraussetzung guten Regierens und Beratens sind. Auf das Ungehörige solcher Günstlingswirtschaft den jungen Fürsten hinzuweisen, war Aufgabe des Ministers v. Fritsch, und er tat seine Pflicht in der entschiedenen und etwas schroffen Weise, wie es von diesem rechtschaffenen Beamten zu erwarten war. Es handelte sich gleichzeitig um eine noch bedenklichere, aber schwieriger zu bekämpfende Beförderung, nämlich die des jungen Herrn v. Kalb, den wir eben als Goethes Begleiter nannten, auf den Posten seines Vaters, das so überaus wichtige Kammerpräsidium.

Karl August war freilich in Goethes Falle nicht so sehr im Unrecht, wie es Jedermann scheinen mußte. Er hatte bei dem allerersten Gespräche, das er mit dem Dichter in Frankfurt hatte, bei diesem staatsmännische Beobachtung, Ruhe und Mäßigung entdeckt; er kannte Goethes edles Denken, warmes Fühlen und reiches Wissen besser als irgend Jemand



Goethe in Tiefurt.

sonst in Weimar und er fühlte, daß Goethe eine größere Kraft hatte, ihn, den Fürsten, zum Guten zu leiten, als irgendeiner der alten Bureaukraten. Und so hatten in dem Kampfe, der sich zwischen ihm und Fritsch entspann, Beide gute Waffen. Der junge Fürst mußte schließlich seine Mutter bitten, den wünschenswerten Frieden zu vermitteln; Amalie tat es, indem sie Fritsch zum Bleiben, zum Arbeiten mit Goethe beredete. „Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes, so würde ich die Erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und um sein Wohl sich zu bemühen: das ist doch der erste, hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers! ... Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn kennen zu lernen! Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile." Auch in den folgenden Jahren spricht Amalie immer mit vertrauender Liebe von Goethe, zumal in Briefen an dessen Mutter; „unser Freund Wolf" heißt er darin immer wieder, oder „Ihr Hätschelhans". „Er ist recht wohl und brav", schreibt sie 1781, „auch habe ich versprochen, einige Möbel [für seine neue Stadtwohnung] anzuschaffen, weil er so hübsch fein und gut ist." Sie scheint auch zuweilen Vermittlerin zwischen ihrem Sohne und Goethe gewesen zu sein, bedürfen doch auch die besten Freunde zuweilen eines Vermittlers; z. B. schreibt Goethe im Dezember 1781 an Frau v. Stein: „Die Herzogin-Mutter hat mir gestern eine weit-

läufige Demonstration gehalten, daß mich der Herzog müsse und wolle adlen lassen. Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt und einiges daher nicht verhehlt."

Wieland sprach mit Böttiger 1797 über die rasche Beliebtheit Goethes im Wittumshause. Herzogin Amalie habe ihn sogleich sehr liebenswürdig und witzig gefunden, Goethe aber habe von jeher die große Kunst gehabt, die Konvenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um sich zu sehen, wie weit er's gerade wagen dürfe. „In Stetten z. B. war er gegen die Alte [die Gräfin Keller] weit respektvoller als hier gegen die [Herzogin-]Mutter, in deren Gegenwart er sich oft auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt hat."

Goethe zog freiwillig und unfreiwillig eine Anzahl früherer Freunde hinter sich her nach Weimar. Zuerst kamen die beiden Grafen Stolberg; den älteren Bruder hätte man gern im Hofdienst festgehalten, aber Klopstock, die höchste Autorität der Stolbergs, verbot ihm den Anschluß an diesen Hof. Später kamen die Dichter Lenz und Klinger und hätten hier gern nach Sturm und Drang Glück und Behagen gefunden, aber beide wurden bald als Splitter im Fleisch empfunden, die sich herausschwären mußten; Lenz wurde nach einiger Zeit offenkundig geisteskrank, Klinger kam in Rußland zu Amt und Rang. Einer der ersten Gäste war der Kraftapostel Christoph Kaufmann aus Winterthur, von Lavater und sogar auch von Goethes verständigem Schwager Schlosser empfohlen. Auf einem Schimmel kam

er angeritten, sein Haar flatterte mähnenartig, in seinem schönen Gesichte sprühten Herrscher-Augen, seine Brust trug er bis auf den Nabel nackt, mit grüner Friesjacke und ebensolchen Hosen war er bekleidet. Er predigte Jedermann Rückkehr zur Natur, namentlich aber sein Kraftevangelium: „Man kann, was man will!" Er duldete kein Scheermesser an seinem Haupte, trank nichts Gegorenes, untersagte dem Markgrafen von Baden das Fleischessen und pries ihm die Erdäpfel als die einzig gesunde Nahrung an. Halb Schwärmer, halb Schwindler, verworren, unwissend, zudringlich, imponierte er auch vielen gelehrten Leuten, wie eben alle Menschen von Entschiedenheit und Willenskraft imponieren. Doch blieb er in Weimar nicht lange, da er zunächst in Dessau das Philanthropin verbessern oder zerschmettern wollte.

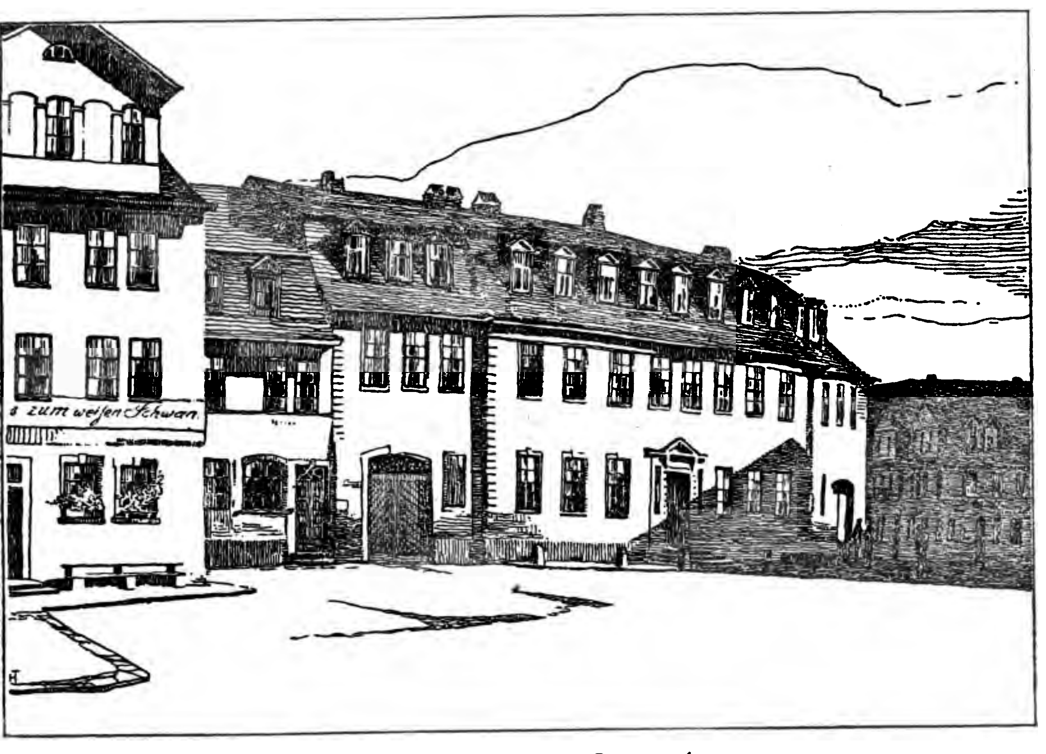
Als Goethes Freunde kamen ohne Absicht des Bleibens Fritz Jacobi aus Düsseldorf und Johann Heinrich Merck aus Darmstadt. Merck blieb wochenlang, und er gehörte zu den eifrigsten korrespondierenden Mitgliedern dieses Musenhofes.

Wir haben ein falsches Bild von Merck, wenn wir ihn nach Goethes Vorgange als einen Geistesverwandten des Mephistopheles einordnen. Wohl hatte Merck manche mephistophelische Züge, aber Goethe hatte sie auch, und es war in Merck nicht weniger Faustisches als in Goethe. Allerdings war er kein Genie, sondern nur ein großes Talent. Nach seinen ausgebreiteten Kenntnissen, nach seinen Neigungen und Kräften wäre er ein vollkommener Museumsdirektor gewesen, denn er war ein geborener Kenner, Bewerter und Sammler der verschiedenartigsten Wertgegenstände; auch als Leiter einer großen Zeitschrift oder eines gemeinnützigen Vereins können



Johann Heinrich Merck.

Nach einer Gemäldephotographie im Wittumspalais.



Goethes Wohnhaus am Frauenplan.

Von H. Tessenow.

Männer seiner Art viel Gutes stiften. Leider war er nur ‚Kriegsrat‘, und das bedeutete tatsächlich nur: Zahlmeister oder Kassenverwalter; sein Amt füllte weder seine Zeit aus, noch paßte es zu seinen Neigungen, noch war es einträglich genug für seine Bedürfnisse. Er hatte also immer Nebengeschäfte, unter denen sein Amt zuweilen litt: Rezensionen für Wieland oder Nicolai, Übersetzungen, Aufsätze kritischer oder gemeinnütziger Tendenz, Besorgung von Kunstwerken für fürstliche Auftraggeber, Begleitung auf Reisen, schließlich auch industrielle Unternehmungen auf eigene Rechnung: eine Buchdruckerei, eine Kattundruckerei, eine Bleichanstalt, eine Baumwollenspinnerei.

Der Herzogin Amalie, die ihn bisher aus Goethes und ihres Sohnes Berichten kannte, trat Merck nahe, als sie im Sommer 1778 eine Rheinreise machte; er gefiel ihr gleich so gut, daß sie ihn von Frankfurt aus mitnahm, damit er sie bei seinen zahlreichen Freunden einführte und bei den Sehenswürdigkeiten zwischen Darmstadt und Düsseldorf unterrichtete. „Einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehen habe,“ war Einsiedels Urteil über Merck auf dieser Fahrt, „dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unserm allgemeinen Wohlbefinden bei. Merck ist ein großer Mensch für alle Kunstsachen und sieht für tausend Kenner und Künstler gewöhnlichen Schlages.“ Auch für Merck schienen es goldene Tage, und als er wieder in Darmstadt saß, ging es ihm „wie dem Hofmarschall, dem auf den Hochheimer der Pfälzer nicht schmecken will“. Im nächsten Frühjahre war auf Etters-

burg große Sehnsucht nach dem Darmstädter Kriegsrat, der sich zu Pferde näherte, mit ärmlichem Mantelsack, in Fuhrmannskneipen übernachtend. „Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unseres Mercks," schrieb die Göchhausen an Goethes Mutter. „Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir seiner. Und wenn's regnet oder der Wind ein bißchen stärker bläst, sollten Sie das Lamento hören! ‚Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß!' ‚Der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen!' Und scheint die Sonne, so erfreut sie jetzt doppelt seinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Käme er doch nur recht bald! Der Doktor reitet ihm bis Erfurt entgegen." Mit dem Doktor ist Goethe gemeint, der freilich auch allerlei scharfe Reden von Merck erwarten mußte, hat doch kein anderer Mensch ihm so treffende, aus wahrer Freundschaft und scharfsichtigster Kennerschaft kommende, aber doch eben treffende und darum schmerzende Wahrheiten gesagt. Merck blieb fast acht Wochen im Waldschlosse; als er schied, hielt selbst die Natur einen Trauertag, wie die Frauen meinten. Und auch er sehnte sich oft nach der fröhlichen weimarischen Gesellschaft zurück. Sentimental zu werden, gestattete er sich nicht; er sprach die Gefühle und Wünsche scherzhaft aus: „Mir ist in diesem Augenblick, als wenn ich in Ettersburg unter der großen Latern säße, und war dann im Begriff, nach etwas auf der Servante neben mir zu greifen und dem Kammerherrn eins zuzutrinken."

Wie Merck auch von der Fremde aus im Wittumspalais lebte, zeigt uns ein Brief, den ihm Wieland am 8. Januar 1781 schrieb. Merck hatte für den ‚Teutschen Merkur' eine Abhand-

lung ‚Über einige Merkwürdigkeiten von Kassel‘ eingesandt; darin schilderte er, was Landgraf Friedrich II. Rühmliches für Kunst und Wissenschaften getan, und besprach er das Lyzeum, das anatomische Theater und die reichen Schätze an Skulptur und Gemälden. Wieland antwortete ihm:

„Ich war bei der Herzogin-Mutter und hatte Dein Skriptum mitgebracht, weil ich weiß, daß ihr alles, was von Dir kommt, Vergnügen macht. Ich las es vor, und sie machte sich selbst Spaß dabei mit allerlei Glossen über die schönen Dinge, die Du dem Landgrafen sagst. Sie behauptet, Du hättest expreß Deinen roten Rock dazu angezogen, wie Du diesen Aufsatz niedergeschrieben; sie könnte sich Dich dabei nicht anders denken, und dessinierte uns dabei die schelmische Miene vor, die Du dazu gemacht haben müßtest.

„Kaum sind wir mit Lesen fertig, so kommt Goethe, und da er uns . . . sehr intrigiert sieht, will er wissen, was wir haben. Weil nun kein Geheimnis aus der Sache zu machen war, so wurde er gebeten, selbst zu sehen, was es wäre, und das opus allenfalls pro secunda audientia laut zu lesen, das er dann auch tat. Wurde also eine ordentliche akademische Vorlesung daraus, und das Resultat davon war, daß Goethe nach verschiedenen Deliberationen und pro und contras eine große Rabenfeder von der Herzogin Schreibtisch holte und einen armdicken Strich durch die Präfation machte, als von welcher er behauptete, daß sie zwar an sich selbst witzig und malitiös genug sei, aber das liebe Publikum auf den Kopf stellen, verwirren, den guten Effekt der folgenden Elogen ruinieren, folglich alles Verdienst, welches Eure Edelgeboren sich dadurch, daß Sie einmal was Gutes von Ihren Nebenmenschen gesagt, gemacht hätten, wieder vernichten würde.“

So rupften und zupften sich Merck und Goethe gegenseitig.

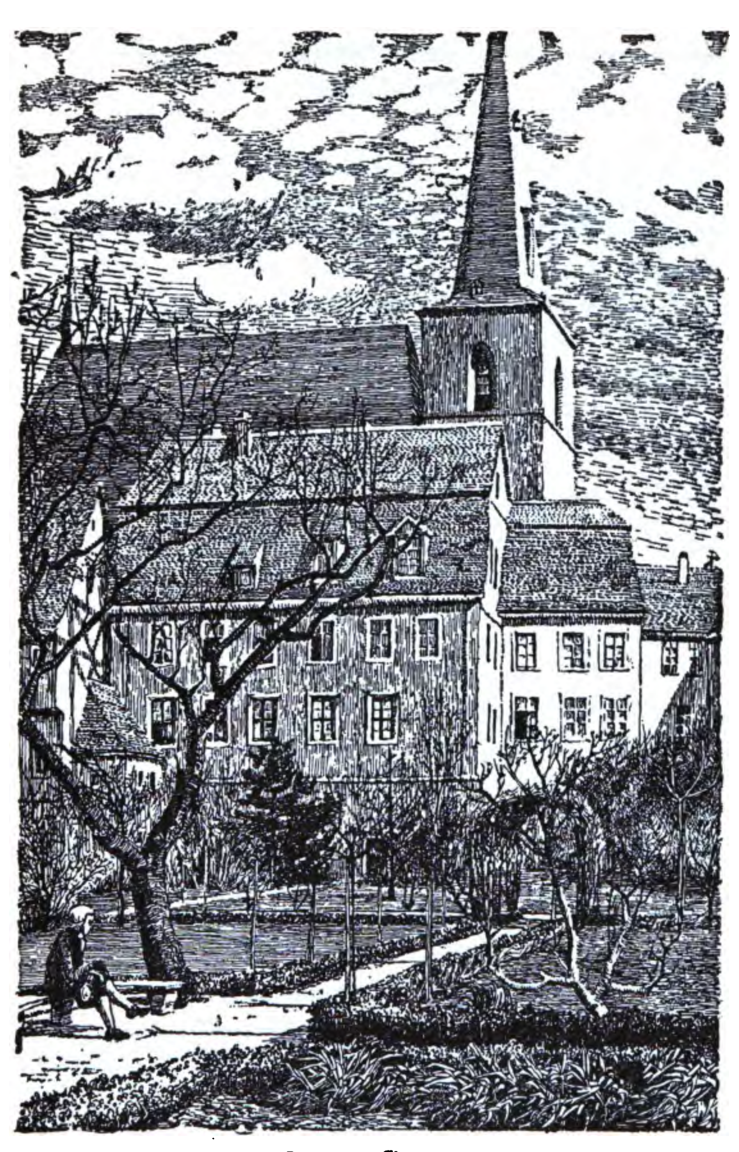
Der einzige Jugendfreund Goethes, der auf seine Veranlassung und auch auf die Dauer nach Weimar kam, war

Herder; am 1. Oktober 1776 zog er als Generalsuperintendent, Konsistorialrat und erster Prediger in das Pfarrhaus hinter der Stadtkirche. Das war nun neben Wieland und Goethe der Dritte, der durch Höhe, Tiefe und Weite des Geistes die Andern weit hinter sich ließ und der deshalb ein Pfadfinder und Bahnbrecher für viele Zeitgenossen und Nachfolger war. Er war Wieland verwandt als Kenner und Verwerter der Weltliteratur, aber Wieland übersetzte ihre Schönheiten in's Wielandische, Herder gab das Schottische mit deutschen Worten in schottischem Geist und Ton, das Spanische spanisch, das Hebräische hebräisch. Wieland war ein viel geschickterer Poet, aber Gaben, wie Herder sie in den ‚Volksliedern' und im ‚Cid' reichte, hatte er nicht. Herder war ‚Originalgenie', aber wo er als Dichter sein Bestes gab, war es Angeeignetes; sein Ursprüngliches und Neues gab er als Denker, Erkenner, Anreger. Die Gedanken blitzten in ihm auf; man sah nicht, wie sie entstanden, und es waren Erleuchtungen von bisher im Dunkel Liegendem. Das Gebiet seines Denkens? Religion, Kultur, Erziehung, Kunst, Philosophie, Menschenwohl. Große Übersichten über die Geschichte der Menschheit suchte er für sich und Andere, große Ziele und große Grundsätze. Immer sah er über weite Gebiete der Länder und Zeiten hinweg.

Er war eine reich, aber keine glücklich angelegte Natur. Ehrgeizig und herrschlustig kam er nach Weimar, aber hier war und blieb Goethe der Anführer, also sein jüngerer Freund, als dessen Lehrer und Zurechtweiser Herder sich manchmal gefühlt hatte. Der Herzog ehrte auch ihn, kam aber nicht in die Kirche und behielt Goethen als Seelsorger und Berater.

Beide Herzoginnen ehrten ihn sehr, aber beide waren selbständige Persönlichkeiten, die auch ihrem Geistlichen kritisch gegenüberstanden — bei aller Freundschaft und Hilfsbereitschaft für ihn und die Seinen. Und Herders Einfluß auf Stadt und Staat blieb auch viel geringer, als er sich ausgemalt hatte. So wäre er zur Unzufriedenheit gekommen, wenn er sie nicht schon als eine Grundstimmung seines Wesens mitgebracht hätte.

Seine Frau, die Elsässerin Karoline Flachsland, lebte trotz ihrer großen Kinderschar sein geistiges Leben völlig mit; sie hatte schon in Darmstadt im Hause ihres Schwagers zu Goethes und Mercks Kreise gehört. Aber sie hatte den Familienegoismus der Gattin und Mutter in sehr starkem Maße; sie nährte allzusehr die Rechthaberei und das Selbstgefühl ihres Mannes und kämpfte mit ihm gegen die Gegner, die er sich zuzog, und gegen die Freunde, die nach ihrer Meinung ihn nicht genug ehrten und beförderten. So trugen die Herders trotz ihrer hohen Gaben nicht soviel zur neuen weimarischen Geselligkeit und ihrer Kultur bei, als man hätte erwarten können. „Der Mann ist wie eine elektrische Wolke," schreibt Wieland 1777. „Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effekt, aber der Henker habe solch einen Nachbar über seinem Haupte schweben! Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große an Andern zu erkennen und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten, aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Wert so stark fühlt! Und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, Andre zu necken und zu gecken,



Herders Garten.
Von Gertrud Bartning.

dann möchte ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben." Ein begabter junger Theologe aus Zürich, Georg Christoph Tobler, der den Sommer 1781 in Weimar verbrachte, mag die Schilderung fortsetzen:*) „An sich haltend, durch eine Art Mißtrauen, Schweigen und Lächeln beleidigend. Er ist nicht innerlich ruhig und glücklich, spricht wenig als Mensch und Christ, fast immer Autor, unbehaglich. Loben eines Anderen kann er gar nicht leiden, d. h. wenn man einen Andern lobt! Er mag groß sein und alles, das ich tief verehre, aber ich fühle und sage: er ist doch nicht der Mensch, wo ich mich glaubend an ihn als Mensch lehnen, mich ganz anvertrauen möchte und innigst lieben könnte. Predigen hab' ich ihn Sonntags gehört: sanft, fein, aber ohne Ziel und Effekt, ohne Drang." Auch Schiller hat eine Predigt Herders beschrieben; er hörte sie im August 1787, gerade in der kurzen Zeit, wo ihm Herder zusagte: „Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens, Lehren, die man ebensogut in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte. Und fade wie sein Inhalt ist auch der Vortrag: keine Gebärdensprache, kein Spiel mit der Stimme, ein ernster, nüchterner Ausdruck. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Er fühlt sich als einen überlegenen Kopf, von lauter untergeordneten Geschöpfen umgeben." Böttiger dagegen berichtet uns, daß Herders Kanzelvorträge besonders bei den Vornehmen beliebt gewesen

*) Brief an Lavater in Funck, Goethe und Lavater. Weimar 1901.

seien, weil ein feinerer Geschmack erfordert wurde, sie zu genießen. „Bei aller scheinbaren Prunklosigkeit und Einfachheit blühte doch in jedem Satze ein an dieser Stelle natürlich hervorsprießendes Blümchen. Nichts war gehascht oder gesucht. Man sah gleichsam sein Entstehen aus dem augenblicklichen Bedürfnis des Redners. Offenbar bildete und formte sich jede Periode jetzt erst, sowie sie ausgesprochen wurde, in die liebliche Rundung und honigsüße Fülle des Ausdrucks, dessen allbiegsame Gewandtheit ich nicht genug bewundern konnte. Eins ist auffallend: Herder macht vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen, die er immer im Priesterrocke zusammengeschlagen hält. Aber desto sprechender ist die übrige Haltung des Körpers, desto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung seiner schönen sonoren Stimme.“

Das häusliche Leben bei Herders hat Schiller nicht übel, wenn auch nach seiner damaligen Art karikierend, gezeichnet: „Er lebt äußerst eingezogen; auch seine Frau. In den Klub geht er nicht, weil dort nur gespielt oder gegessen oder Tabak geraucht würde: das wäre seine Sache nicht. Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerei wenig Zeit übrig behielte; unter allen weimarischen Gelehrten sei Wieland der einzige, der seinem Geschmack und seiner Feder leben könnte.“ — „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst aneinander. Wenn sie also in Unfrieden geraten sind, so

wohnen beide abgesondert in ihren Etagen, und Briefe laufen treppeauf, treppenieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften rezitiert, mit den Worten: ‚Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann niemand zürnen!‘ Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. Schlechter sind diese Gottheiten bestellt, wo sie wieder an die Sterblichkeit grenzen; so weiß man z. B., daß Fleischer und Schneider Hunderte an sie zu fordern haben, und zwar seit acht und zehn Jahren.“

Dies Schuldenmachen trotz der nur geringen Geselligkeit war eine Folge von Herders Eitelkeit und Großspurigkeit; obwohl er seine Kindheit als ostpreußischer Lehrerssohn in größter Armut verbracht hatte, war ihm von jeher alles Sparen und Einschränken widerwärtig, und seine Karoline wollte auch immer nur mit und gleich den Vornehmsten leben; den Verkehr mit bürgerlichen Frauen mied sie. Durch diese Ansprüche und die daraus erwachsende Geldnot verdarben sich Herders mehr und mehr das häusliche Behagen und das Verhältnis zu ihren besten Freunden, zum Herzog und zu Goethe, die ihnen nicht in solchem Maße beistehen konnten, wie Herders es forderten. In seinem Amte war der Generalsuperintendent, abgesehen von dem Beifall, den er als Prediger fand, von vornherein in übler Lage. Er wollte herrschen und umgestalten; das stimmte die übrigen Mitglieder des Konsistoriums um so konservativer. „Jede Anregung zum Versuch einer Verbesserung in Schul- oder Kirchensachen, wenn sie von ihm herkam, schien ihnen

verdächtig und wurde als unausführbar bestritten. Sechs Stimmen seiner Kollegen hatten bei jeder bedeutenden Sache sich vorher zusammen einverstanden, und er hatte alsdann nur die seinige, die siebente, dazu zu geben, meistens entgegenstimmend ... Überall sah er ein ungünstiges Schicksal ihm feindselig entgegentreten. Die bittersten, schmerzhaftesten Gefühle kamen in seine Seele."*)

Man fragt erstaunt, warum denn dieser stets unzufriedene Mann in Weimar festgehalten wurde, da er doch auch für das Christentum, als dessen oberster Hüter er bestellt war, nach seinen Charaktereigenschaften recht wenig Talente hatte. Die Antwort ist: Herder war eine so wunderlich gemischte Natur, daß er die edelsten und höchsten Lehren und Gesinnungen neben den kleinlichen und egoistischen aus sich hervorbrachte, nicht in heuchelnder Nachahmung, sondern wirklich als eigenes Erzeugnis, und daß er deshalb auch oft wieder der liebenswürdigste, weiseste, edelste Mensch schien. Goethe erzählte später, Wieland sei ihm als naher Freund von Herder abwendig gemacht worden, „denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß", und ein andermal faßte er Herders Doppelwesen in den Satz: „Man kam nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu erfreuen; man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein."**)

Eine andere Ursache von Herders großem Ansehen war das Helldunkel in seinen Schriften und Reden. Ein stets

*) Karoline Herder in ihren ‚Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders'.

**) Zu Eckermann, 10. Februar 1827 und ‚Annalen' von 1803.

klar und verständlich Redender imponiert dem Publikum nicht, er gilt nur als Populärphilosoph, als Volksschriftsteller; namentlich die Frauen wollen nur zeitweise verstehen, dann aber bloß ahnen, glauben, fühlen und den hohen Flug des Autors, dem man nicht mehr folgen kann, bewundern. Ganz frei war auch Amalie von dieser Dilettantenschwäche nicht; Wieland erzählte: „Für Herdern hatte die Herzogin-Mutter eine große Neigung und einen gewissen Respekt, weil sie ihn nicht immer verstand.“*)

Herder war Freimaurer, hielt sich aber nicht zu der weimarischen Loge, die, nach der Herzogin Amalie genannt, von 1764 bis 1783 nur ein schwächliches Leben hatte, obwohl der Staatsminister v. Fritsch ihr Meister vom Stuhl war und auch Goethe und Karl August ihr beitraten. Eifrige Freimaurer waren dagegen Bode und Bertuch. Christoph Bode trat im Januar 1779 in unsern Kreis: ein großer, breiter, dicker Mann von fünfzig Jahren, Freund einer wohlbesetzten Tafel, in seinem ganzen Gehaben volkstümlich-biderb, aber sehr vieler Dinge, sehr vieler Weltverhältnisse kundig; niemand durchschaute das damalige Deutschland in allen seinen Schichten genauer als er. „Rastlos und mutig beförderte er Wahrheit, Aufklärung und Menschenwohl“: diese Inschrift auf dem Grabdenkmal an der Hofkirche hat er sich redlich verdient. Sein Vater war ein armer Ziegelarbeiter im Braunschweigischen gewesen. Der Sohn ward zuerst Schäfer-

*) Zu Böttiger, 22. April 1804.



junge, dann Lehrling bei einem Stadtmusikus, dann Hoboist bei Regimentern in Braunschweig und Celle. Bald komponierte er Lieder und Konzertstücke und lernte in anderen Mußestunden von einem Studenten fremde Sprachen. 1757 ging er nach Hamburg, wurde Sprachlehrer, Musiklehrer, Redakteur des „Hamburgischen Korrespondenten' und Schauspieldichter für das dortige Nationaltheater. Durch eine zweite und dritte Heirat zu Wohlstand gelangt, wurde er Buchhändler, Drucker und Verleger, letzteres in Kompagnie mit Lessing, aber nun setzte er sein gewonnenes Vermögen rasch wieder zu und gewann nur neue Ehren. „Bode ist Albertis, Basedows, Klopstocks, Gerstenbergs, Lessings Freund, und wenn unter den feinen Köpfen etwas ausgemacht wird, so wird Bode mit dazu gezählt;" so schreibt Pastor Hahn von Wandsbek 1771 an K. F. Bahrdt. Als Übersetzer erlangte Bode großen Einfluß auf die Geister seiner Zeit; man muß wissen, mit welchem Dank auch Lessing und Goethe die Erzählungen und Gedanken von Sterne, Goldsmith und Montaigne aufnahmen, um Bodes Arbeit daran zu würdigen. Sehr groß war auch sein Einfluß unter den Freimaurern; er war von 1765 bis 1780, also noch von Weimar aus, Meister vom Stuhl der Hamburger Loge und war oft auf Reisen, auch in die Nachbarländer, um für das Freimaurertum und den Illuminatenorden zu wirken. In Weimar war er besonders mit Wieland, Herder und Bertuch befreundet; in seine Hand legten Karl August und Goethe die maurerischen Gelübde ab. Er wurde meiningischer Hofrat, gothaischer Legationsrat, darmstädtischer Geheimrat; am meisten Bedeutung hat ihm wohl der alte Herr von Göchhausen in Eisenach zugeschrieben,

als er im September 1794 der Herzogin Luise versicherte: Bode trage einen großen Teil der Schuld an der französischen Umwälzung. Dabei personifizierte Göchhausen auf Bode übrigens nur eine Ansicht Vieler, die im Illuminatenorden, in den öffentlichen und geheimen Aufklärungsbestrebungen, in den Schriften von Voltaire, Rousseau und Diderot nicht die Vorboten, sondern die Ursachen eines Zusammenbruches der morschen Zustände sahen.

Bertuch, dessen Anfänge schon erwähnt sind, kam immer mehr in den ihm gemäßen Wirkungskreis hinein: aus dem kleinen dichtenden Literaten wurde ein großer Praktikus und Unternehmer. Dem Herzoge half er bei der Anlage des neuen Parks; eine Vorübung dazu hatte er gemacht, als er sich um die Tochter des Forstmeisters Slevoigt zu Waldeck bei Bürgel bewarb, wobei er ein Stück Wald promenadengerecht gemacht hatte, um der Geliebten und ihren Freundinnen zu dienen. In allen Angelegenheiten der herzoglichen Privatkasse war er von Amts wegen Verwalter und Berater. Aber bald wurden seine eigenen Nebengeschäfte immer erheblicher. Vom Herzog kaufte oder ertauschte er einen sehr großen sumpfigen Baumgarten im Norden vor der Stadt; er legte ihn trocken, indem er den Teich schuf, auf dem Goethe die weimarische Jugend in der neuen Kunst des Schlittschuhlaufens unterrichtete, und baute sich hier allmählich die Gebäude, die er zu seinen Zwecken brauchte. Er wurde Teilhaber von Wielands ‚Teutschem Merkur', Herausgeber von eigenen Zeitschriften und eigener Verleger. Großartige Gründungen waren die ‚Allgemeine Literatur-Zeitung' und das ‚Journal des Luxus und der Moden'. Die erstere er-

schien unter der Redaktion von Professor Schütz in Jena vom 3. Januar 1785 ab täglich und brachte es, obwohl niemand mehr als 600 Abonnenten für möglich gehalten hatte, bald auf 2000 und 2400 Bezieher. Beim Journal der Moden, das von 1786 an herauskam, war Georg Melchior Kraus der beste Mitarbeiter; jede Monatsnummer hatte drei oder vier ausgemalte oder schwarze Kupfer, die Kraus und seine Schüler fertigten. Gegenstände dieser Zeitschrift waren: weibliche und männliche Kleidung, Putz, Schmuck, Nippes, Ameublement, Tisch- und Trinkgeschirr, Equipagen, Pferdezeug, Livreen, Haus- und Zimmereinrichtung, Garten- und Landhäuser; bald jedoch trat der Modenteil zurück, Literatur und Kunst gewannen immer mehr Raum.

Oft überschritt Bertuchs spekulativer Geist die Grenzen des Buchhandels und versuchte sich, in der Regel mit Glück, in verschiedensten kaufmännischen Unternehmungen. Schon 1784 scherzt Wieland*) über Bertuchs Fabrik künstlicher Blumen und über ihre Verfertigerinnen, unter denen auch die kleine hübsche Christiane Vulpius war:

„Die Blumen blühen nur figürlich!
Sie wurden unter Bertuchs Dach
Von jungen, züchtigen Brigitten
(Gleich rein an Fingern und an Sitten)
An einem langen Arbeitstisch
Aus Leinewand und altem Plüsch
Und dünnem Taffet ausgeschnitten."

*) Gedichte an Olympia (=Herzogin Amalie). Bertuch selbst nennt die Blumenfabrik das Werk seiner Frau, sie werde „nach und nach dem

Bertuch ließ die Leute spotten, ließ sie auch vom „Juden Bertuch" reden; er wurde mit jedem Jahre wohlhabender und mächtiger. Schon 1787 fand Schiller, daß Bertuchs Haus „ohnstreitig in ganz Weimar das schönste Haus" sei, und noch mehr bewunderte er den sehr großen Garten dahinter, dem Bertuch eine sechsprozentige Verzinsung abgewann, indem er ihn in 75 kleine Teile zerlegte, die er an 75 Pächter für 1—2 Taler verpachtete. Schiller foppte ihn einmal im ‚Klub', wo er Bertuchs Gast war, indem er von ‚Commerce-Spekulationen' so begeistert zu reden begann, daß Bertuch ihm seine neuesten Pläne anvertraute, und als dann Schiller fortfuhr, mit großer Achtung vom Handel zu reden, mußte Bertuch glauben, der Dichter der ‚Räuber' könne sich ebenso entwickeln wie der Dichter der ‚Elfriede', und er fragte Schiller geradezu, ob er nicht auch in solche Carrière wie er oder mit ihm eintreten wolle. Schiller spottet in einem Briefe an Körner über die gelungene Täuschung, schließt dann aber, er werde Bertuchs Bekanntschaft doch pflegen. „Wer weiß, ob nicht du vielleicht einmal von seiner Tätigkeit, seinem Handelsgeist, und seinem Glück profitieren kannst, wenn sich Fälle ereignen sollten. Vielleicht auch ich selbst."

In dieser Zeit, wo Perücke und Zopf, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe für alle Leute comme il faut noch Vor-

---

größten Teile unserer leider unbeschäftigten Mädchen der mittleren Klasse sehr heilsam sein". Mit zehn Mädchen begann die Fabrik im Frühjahr 1782; nur vier Tage in der Woche ward gearbeitet. Vgl. Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte, Briefe aus Knebels Nachlaß.

schrift, wo die Staatseinrichtungen noch feudal-patriarchalisch waren, zeigt Bertuch uns das Bild eines jungen Mannes, der vom Hofdienst sich langsam loslöst, sich auf eigene Füße stellt, sich durch Kapitalansammlung, durch Organisation der unselbständigen Arbeitskräfte, durch Ausnützung günstiger Gelegenheiten mächtig macht: im klassischen Weimar ein Erster der ‚Unternehmer', die im folgenden Jahrhundert die Herrschaft über die Völker erlangten.

Im letzten der Jahre, die wir jetzt miterleben, tauchte der vierte der großen Dichter, denen es seinen Ruhm verdankt, in Weimar auf: Friedrich Schiller. Ein siebenundzwanzigjähriger, langer, hagerer Mann, von stolzer Haltung, die noch von seiner militärischen Erziehung zeugte. Das Gesicht war blaß, das Haar rotblond, die Nase so groß, wie man es damals bei den Genies gewohnt war; die Augen überraschten durch ihren sanften Blick. Es war ein lediger, heimatloser, suchender und strebender Wanderer; seine militärärztliche Laufbahn in der schwäbischen Heimat hatte er durch Desertion zerstört. Ein Trauerspiel hatte ihn über ganz Deutschland bekannt gemacht, aber vom Ruhm konnte er nicht leben; später war er vom weimarischen Herzog zum Rat ernannt worden, aber das war ein bloßer Titel. Als bloßer Schriftsteller konnte damals auch der Fleißigste und Begabteste höchstens ein sehr kümmerliches Auskommen erwerben; Schiller aber war für eine große Einschränkung nicht geschaffen; er rechnete sich durchaus zur Aristokratie, und da ihm kein Landgut zinste, kam er aus den Schulden nicht heraus. Drei Möglichkeiten,

seine Lage zu verbessern, sah er vor sich: als Unternehmer einer Zeitschrift oder einer Schriftensammlung beim Publikum sein Glück zu machen; das hatte er schon angefangen und damit fuhr er fort; auch dachte er an ein Bündnis mit Wieland zur gemeinsamen Herausgabe des ‚Teutschen Merkurs'. Die zweite Möglichkeit war eine reiche Heirat; Heiratspläne beschäftigten ihn viel, zuweilen mehrere Pläne nebeneinander, da er nie genau wußte, welches weibliche Wesen er am meisten liebte. Den dritten Ausweg aus seiner Not konnte ihm ein wohlwollender Fürst eröffnen, und es war natürlich, daß er von Karl August ein Amt oder ein Ehrengehalt erhoffte. Ebenso gedachte er in Weimar die reiche Gattin zu finden; Charlotte v. Kalb lud ihn ein, die er schon in Mannheim neben Margarete Schwan geliebt hatte; sie war zwar verheiratet, aber bereit, das Band ihrer Ehe zu trennen. Auch Karoline Schmidt, die Tochter des sehr reichen Geheimen Assistenzrats, kam in Frage. Und endlich hoffte er in Weimar von den drei Großen seines Berufes, von Wieland, Herder und Goethe als ihresgleichen empfangen zu werden. Hatte er doch durch seine ‚Räuber' und dann durch ‚Fiesko' und die ‚Millerin' vor aller Welt eine Dichterkraft bewiesen, die jedes Gemüt erschütterte und die Menge zu lautestem Beifall hinriß; mit einem Schlage war er einer der populärsten Dichter Deutschlands geworden. Wollten die hohen Herren ihm aber die Mängel dieser Jugendwerke vorhalten, so war er ohne weiteres bereit, sie preiszugeben. Denn er war in wenigen Jahren schon weit über sie hinausgewachsen, und jetzt war sein ‚Don Carlos' das Dokument, mit dem er Zulaß zu den Besten forderte.

Eine Enttäuschung nach der andern kam über ihn in Weimar. Goethe war in Italien, Karl August viel abwesend, seine Neigungen langsam von den Dichtern zu den Soldaten wendend. Blieben Herder, Wieland und die Herzoginnen. Ein ganz kleiner, ganz armer junger Romanschreiber suchte ihn auf und rühmte den „Don Carlos"; das Männchen hieß Vulpius und war ein Bruder jener Blumenmacherin, die bei Bertuch ihren Unterhalt erwarb. Aber nach solchen Zwergen hatte Schiller nicht ausgeblickt. Doch als er zu Herder kam, merkte er, daß dieser von ihm kaum mehr als seinen Namen wußte. Und selbst Wieland hatte den „Don Carlos" noch nicht gelesen. Von Schillers früheren Dichtungen sagte er unverhohlen, daß sie ihm nicht gefielen; Schiller habe eine starke Zeichnung, großzügige Komposition, lebhaftes Kolorit, aber Korrektion, Reinheit, Geschmack fehlten noch. Wohl, das treffe die ersten Werke, gab der junge Dichter zu, aber jetzt handele es sich um den „Carlos".

Wieland führte ihn sehr bald, am 27. Juli 1787, zur Herzogin Amalie nach Tiefurt. Schiller selber möge weiter erzählen; durch seinen Bericht sehen wir ihn selber, wie er damals war und wie sich damals die neue Umgebung in ihm spiegelte:*)

„Unterwegs bereitete [Wieland] mich auf die Herzogin vor. Er suchte mich zur Toleranz für sie zu stimmen, weil er wisse, daß sie verlegen sein würde. Es ging alles nach Wunsch. Ich traf sie mit dem Kammerherrn von Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal.

„In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort. Es wurde Tee gegeben

*) Brief an Körner, 28. Juli 1787.

und von allem Möglichen viel schales Zeug geschwatzt. Ich ging dann mit der Herzogin im Garten spazieren, wo ich sie schönstens, aber beinahe mit so vieler Arbeit, wie Dlle Charpentier, unterhielt. Sie zeigte mir alles Merkwürdige: Wielands Büste, die dort aufgestellt ist, ihres Bruders, des Herzogs Leopold von Braunschweig Monument und anderes. Nachher gingen wir in ihr Wohnhaus, das überaus einfach und in gutem ländlichen Geschmack möbliert ist. Hier wurden mir einige schöne Landschaften von Kobell gezeigt. Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren.

„Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie erobert hätte. Und wirklich fand ich dies in der Art, wie sie mich behandelt hatte. Ihre Hofdame, ein verwachsenes und mokantes Geschöpf, der ich einige Aufmerksamkeit bewies, war so galant, mich mit einer Rose zu regalieren, die sie im Garten für mich suchte . . .

„Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst borniert; nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit*) zusammenhängt; diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl. hat oder haben soll . . .

„Sie spricht wenig, doch hat sie das Gute, keine Steifigkeit des Zeremoniells zu verlangen, welches ich mir auch trefflich zunutze machte. Ich weiß nicht, wie ich zu der Sicherheit meines Wesens, zu dem Anstand kam, den ich hier behaupte. Charlotte versichert mir auch, daß ich es hier überall mit meinen Manieren wagen dürfe. Bis jetzt habe ich, wo ich mich zeige, nirgends verloren. Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen (ich gestehe Dir's) hat meine Meinung von mir selbst — verbessert.

*) Das Wort ist nicht im heute üblichen Sinne gemeint. Schiller, der sich am liebsten in der Ideenwelt bewegte und zur Natur nur ein recht schwaches Verhältnis hatte, empfindet hier vielmehr, wie später auch bei Goethe, als Gegensatz zu seiner Art das beständige Wahrnehmen der Welt durch die Sinne und die Hochschätzung aller sinnlichen Erkenntnis, sowie aller auf die Sinne berechneten Wiedergabe des Realen.

„Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin, von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebte und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten vorzüglich gut."

Schon zwei Tage darauf war Schiller wieder nach Tiefurt geladen, diesmal mit Charlotte v. Kalb.

„Das Souper war im Geschmack des Ganzen einfach und ländlich, aber auch ganz ohne Zwang. Charlotte will behaupten, daß ich mich diesen Abend zu frei betragen habe; sie zog mich auf die Seite und gab mir einen Wink. Ich habe, sagte sie, auf einige Fragen, die die Herzogin an mich getan, nicht dieser, sondern ihr geantwortet und die Herzogin stehen lassen. Es kann mir begegnet sein, denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte. Vielleicht habe ich der Herzogin dadurch mißfallen."

Die Herzogin Amalie blieb jedoch gegen diesen seltsamen Schwaben noch freundlich und geduldig, während er an Herzogin Luise und den Herzog gar nicht herankam. Sie ließ in Tiefurt auch seinen ‚Carlos' vorlesen, durch Gotter aus Gotha, den Schiller für seinen Feind hielt: die große Wirkung, die der Dichter erwartet hatte, blieb aus. Auch Wieland ward bei stillem Lesen kein erstaunter Bewunderer. Er tadelte auch jetzt noch an dem jungen Landsmann die zu feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung, die Unkenntnis oder Verachtung des Passenden. „Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder usw. in den Mund legen: wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt und die kein Mensch ihrer Klasse jemals gesprochen hat, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten und sogar wie

lyrische und dithyrambische Poeten reden, wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald in's Schwülstige und Affektierte fallen usw., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht und wovon ihre ganze Wirkung abhängt." *)

Schillers Publikum war trotzdem groß, denn nicht Viele machten die gleichen Ansprüche wie Wieland; aber sehr schmerzlich mußte es für den Dichter sein, daß gerade am weimarischen Hofe der erwartete Beifall ausblieb. Schiller fing an, die weimarische Gesellschaft zu hassen, und von der „Alten", der Herzogin Amalie, sagte er geradezu: „Jetzt hab' ich sie vollends satt, und ich freue mich, ihr Beweise zu insinuieren."

Aber auch er wuchs in Weimar noch an und wurde im gleichen Kreise einheimisch, aus dem er sich jetzt, wie vor ihm Klinger und Lenz, als ein Fremdkörper in lebendigem Fleisch herauszuschwären schien. Im Mai 1788 bemerkt er doch mit Vergnügen, daß er bei der Herzogin Amalie schon lange wieder recht gut zu stehen scheine, und jetzt urteilt er gegen Schwan in Mannheim: „Die verwitwete Herzogin ist eine Dame von Sinn und Geist, in deren Gesellschaft man nicht gedrückt ist."

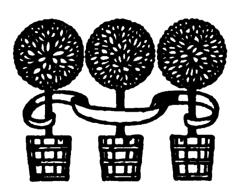
„Schiller in Weimar und Jena war eine ganz andere Art von Wesen als Schiller in Stuttgart", urteilte später Körner, sein bester Freund;**) der weimar-jenaische Schiller aber wuchs jetzt erst heraus, in der neuen ge-

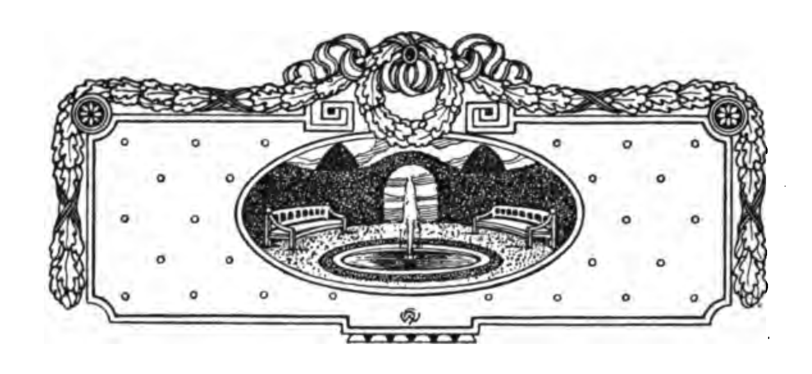
*) Gruber, Wielands Leben, VIII, S. 215.

**) In einem Briefe vom 10. Januar 1811 an Schillers Witwe.

selligen Umgebung. Das Wunder, daß zarte Frauenhände starke Männer emporziehen, geschah auch an ihm, und als er sich mit einem Fräulein aus diesem thüringischen Kulturkreise zu häuslichem Leben verband, konnte Wieland die bisherige Kritik um ein schönes voraussagendes Wort bereichern: *) „Gebe der Himmel, daß dieser neue Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Überspannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachteilig, wiewohl der Grund seines großen Rufs und der seltsamen faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist! Sobald er nur erst eine feste Richtung hat und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit sein, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

*) Brieflich an Schillers und Wielands Verleger Göschen am 26. Februar 1790.





Viertes Kapitel.

Die Damen.

Was wäre ein Musenhof ohne den Schmuck anmutiger und geputzter Frauen? Was wären die Künstler, wenn sie nicht von schönen Lippen Lob und Liebe vernähmen?

Mehr als die Männer bilden die Frauen Familiengruppen: im damaligen Weimar gehörten die Damen Schardt-Stein-Imhoff-Bernstorff zu einer solchen Gruppe, die Damen Kalb-Seckendorff-Ilten-Lichtenberg zu einer zweiten, die Werthern waren eine dritte, die Keller und Bechtolsheim eine vierte Gruppe.

Der Vater der ersten Familie war der alte Hofmarschall Johann Christian v. Schardt, der mit einer Schottin, Concordia Elisabeth Irving of Drum, vermählt war. Seine Tochter Charlotte, am 25. Dezember 1742 geboren, war von ihrem sechzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre Hofdame der Herzogin-Regentin; dann, im Mai 1764, wurde sie mit dem Kammerjunker und nachmaligen Oberstallmeister Frei-



Charlotte v. Stein.

Nach einem Gemälde von Karl v. Imhoff.

herrn v. Stein auf Kochberg vermählt. Die beiden hatten keine unglückliche, aber auch keine recht glückliche Ehe. Stein war ein gutmütiger Mann, der seinen Posten mit Eifer versah und seine Gedanken am liebsten auf Pferde, Wagen, Landwirtschaft und gute Kameraden richtete; er lebte ganz am Hofe, speiste auch dort. Seine Gattin sorgte und träumte still in ihrer Häuslichkeit; in den ersten neun Jahren ihrer Ehe kamen sieben Kinder: drei Knaben und vier Mädchen, von denen alle vier Mädchen in frühester Kindheit starben. Mehr Freude hatte Charlotte vom Leben, mehr Glück und Gemeinschaft von einem Gatten erwartet. Lauten Lustbarkeiten entzog sie sich, nach stiller Geselligkeit trug sie Verlangen. „Schön kann sie nie gewesen sein", meint Schiller 1787, aber beide Grafen Stolberg erklärten sie 1775 für schön; bestimmter beschreibt sie der berühmte Arzt Zimmermann 1774 gegen Lavater: „Sie hat überaus große, schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ihre Wangen sind sehr rot, ihre Haare ganz schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr ganzes Wesen elegant mit Simplizität." Dem gothaischen Theologen, späteren dänischen Bischof Münter fiel es 1787 auf, daß Frau v. Stein in ihrer Stimme, aber auch in ihrer Physiognomie erstaunlich viel von Goethe habe. Herder stimmte diesem Urteil zu, und auch wir Heutigen können diese Geschwisterähnlichkeit noch sehen, wenn wir die rechten Bilder neben einander legen. Im geistigen Bilde Charlottens gewahren wir sehr wenig Schwärmerei oder Leidenschaft oder Sinnlichkeit; viel mehr war es ihr kluger Verstand, ihre Lebenskunst, ihr scharfer Einblick in die menschliche Gesellschaft, die den jungen

Goethe zuerst anzogen und sie zu seiner Beraterin und Führerin machten. Aber freilich, sein Herz und ihr Herz verlangten auch nach Liebe, und so ward die mütterliche Schwester zur schwesterlichen Freundin und zur freundlichen Geliebten; Goethe konnte alle diese Verhältnisse in dem Geständnis an Lavater zusammenfassen: „Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebte nach und nach geerbt, und es hat sich nach und nach ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind.“

Charlotte zauderte lange, sich selber ihre Liebe zu dem jungen Dichter einzugestehen; sie verwies ihm sein rohes Reden, sein unbändiges Betragen, sie kritisierte ihn scharf in ihren Briefen, sie spottete über ihn in poetischen Versuchen, doch war das nur ein letztes Auflehnen gegen den Besieger. Zärtlich liebte sie ihn dann und gestand es ihm ein; zur Leidenschaft aber, zu einem wilden Vergessen der Umgebung war Frau v. Stein nicht geschaffen; immer blieb sie klug und vorsichtig, makellos stand sie nicht nur vor der Welt da, sondern auch vor ihrem Gatten und, was vielleicht noch schwerer war, vor der strengen Herzogin Luise, mit der sie häufiger zusammen kam als mit ihrer ehemaligen Herrin, der Herzogin-Mutter. Wie sie zu jener Zeit den nahen Zuschauern erschien, sagt uns ein Brief Knebels von 1787 am besten: „Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eigenem Fleiß und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zustatten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zustande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich,

frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst."

Charlottens Schwester Luise war nicht glücklicher verheiratet. Ihr Gatte, Karl v. Imhoff, einem alten Geschlechte Nürnbergs entstammend, zuerst Soldat in württembergischen, dann in englischen Diensten, danach eine Zeit lang Gutsbesitzer in der fränkischen Heimat, in Mörlach, war schon einmal verheiratet gewesen, und man erzählte, daß er seine erste Gattin, eine wunderschöne junge Französin, die er mit nach Indien genommen hatte, dort an seinen Freund, den berühmten Warren Hastings, der damals Gouverneur von Bengalen war, für eine große Summe Geldes verkauft habe. Er selber sagte, daß sie ihm, als er auf Urlaub nach Europa gegangen sei, mit dem zum Beschützer gestellten Freunde untreu geworden sei und ihn deshalb um Scheidung gebeten habe. Einen Sohn ließ er in ihrer und des Freundes Pflege zurück;



Luise v. Imhoff
geb. v. Schardt.

er selber verband sich in der Heimat mit Luise v. Schardt. Seine Lebensweise war wunderlich und verschwenderisch, so daß die indischen Schätze sich bald verminderten und das Leben neben ihm nicht leicht war. Innerlich litt er darunter, daß er sich zum Maler geboren fühlte, nun aber als Soldat zu alt geworden war, um sich noch zu Großem auszubilden. 1786 siedelte er nach Weimar über, wo ihm Karl August auf Knebels Wunsch jährlich 300 Taler Pension gab. Man schätzte ihn als Gesellschafter und auch als Porträtmaler. Im Juli 1788 starb er in München, wo er sich bei dem lustigen italienischen Kaffeesieder Sarti im Hofgarten einquartiert hatte. Seine Frau hatte schon vorher so lange Besuche im Vaterhause gemacht, daß wir sie ganz zur weimarischen Gesellschaft rechnen können. „Ihre Schwester ist gut," schreibt Goethe im Sommer 1776 an Frau v. Stein, „sie kommt wohl einmal vor meinem Garten vorbei und guckt, ob ich darin bin; hinein ist sie noch nicht kommen. Ich hab' ihr Rosen geschickt und hab' sie lieb." Und acht Tage später: „Es ist ein liebes Geschöpf, wie ich eins für mich haben möchte. Und dann nichts weiter geliebt!" Nun hatte Luise v. Imhoff im alten Familienkreise der Schardts und Steins vier Kinderchen aufzuziehen.

Eine Schwägerin dieser beiden Schwestern, „die kleine Schwägerin" oder „die kleine Tante", war Sophie v. Schardt, geb. v. Bernstorff. Sie war in Hannover geboren, aber in Kopenhagen im Hause des Grafen Hartwig Bernstorff, des früher genannten großen Ministers, erzogen; auf einer Reise, die sie mit ihrer Pflegemutter und ihrem Lehrer, dem uns gleichfalls schon bekannten Christoph Bode, machte, kam sie

nach Weimar; dort vermählte sie sich mit dem Geheimen Regierungsrat v. Schardt. „Erobern möchten sie [nämlich: die weimarischen Damen] gern alle," schrieb Schiller 1787 an Körner; „da ist z. B. eine Frau v. Schardt, die Du in jeder anderen Gesellschaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdest: ein feines, nicht häßliches Gesicht, lebhafte, aber sehr begehrliche Augen." Das ist freilich ein verfratztes Porträt; Schillers damalige Geliebte zeichnet die Schardt wohlwollender:*) „Klein, zierlichen Benehmens, wissenschaftlich gebildet, sprach mehrere Sprachen mit Leichtigkeit. Sie hatte unter Blüten der Hoffnung des Schmerzes Stachel gefunden; doch dieser hatte die Laune, die Grazie des Schalksinns nicht in ihr zerstört. Tieferen Sinnes als die Meisten, wußte sie Allen das Possierliche abzulauschen. Das feine höhnende Lächeln stand ihr gar wohl, und ihr dunkles Auge sprühte Witzfunken, aber stets war sie von irgendeiner Passion bewegt." Da Frau v. Schardt nicht so glücklich war, Kinder groß zu ziehen und ihr Mann ihr Herz nicht ausfüllte, schwärmte sie leicht für jeden interessanten neuen Mann, erst recht, wenn es ein Ausländer war. Um die Zeit, von der wir sprechen, war Herder ihrer Seele Hirt und Geliebter; aber Frau Karoline Herder wußte darum und brauchte um ihren Gatten nicht besorgt zu sein.

Die eben erwähnte Gattin des Grafen Bernstorff, Charitas Emilie, geb. v. Buchwaldt, erwählte, als sie Witwe geworden war, im Januar 1779 Weimar zum Wohnort; sie war eine der Ersten, die in dieser erwünschtesten Weise das

*) Gedenkblätter von Charlotte v. Kalb, hgg. von Palleske. Stuttgart 1879.

Leben in der kleinen thüringischen Residenz für angenehm erklärten und um Teilnahme daran sich bemühten. Und man hieß sie nicht nur als Witwe eines hochberühmten Staatsmanns willkommen, dessen Verdienste um deutsche Dichter und Gelehrte noch nicht vergessen sein konnten, sondern auch die reiche, vornehme Dame, die, obwohl in aller Stille lebend, einen großen Haushalt führte und Kultur um sich verbreitete, ward als solche in dem armen Städtchen sehr geschätzt. Ihr Besitztum lag südlich vor der Esplanade, es war fast ein Gegenstück zum Wittumspalais der Herzogin Amalie, die mit der Gräfin Bernstorff gute Freundschaft hielt. Im Juli 1779 behielt Amalie die Gräfin Bernstorff und ihren Geschäftsführer Bode auf Ettersburg wochenlang fest. Die Göchhausen rühmte, „wie sehr diese Frau durch eine nähere Bekanntschaft gewinnt". „Wir leben so bürgerlich-glückliche Tage zusammen; der Frau ist's so selig, Boden so wohl, daß es unserer Herzogin schon durch den Anblick dieser Leute behaglich wird."

Vielleicht war es das Beispiel der Gräfin Bernstorff, das die verwitwete Gräfin Bachof v. Echt bewog, gleichfalls nach Weimar überzusiedeln. Ihr Mann war dänischer Gesandter in Wien gewesen, wie jener Freiherr Bachof v. Echt in Dobitschen, den wir als Bertuchs Gönner nannten, dänischer Gesandter in Madrid, Regensburg und Dresden. In der Gesellschaft trat die Gräfin Bachof nicht sehr hervor. „Die Quantität unserer einheimisch gewordenen Fremden ist durch die Gräfin Backofen vermehrt worden," schreibt die boshafte Göchhausen im Spätherbst 1782, „was die Qualität betrifft, so steht's, deren Gegenwart ungeachtet, damit beim Alten."

Die Familiengruppe, die in dem alten Kammerpräsidenten Karl Alexander v. Kalb ihr Haupt hatte, wuchs nicht so völlig und treulich in das neue Weimar hinein. Von den beiden Töchtern, die vier Monate Goethes Hausgenossinnen waren, ward Sophie Friederike, eine der „artigen Miesels", denen auch Goethe gern ein wenig den Hof machte, 1779 die Gattin Siegmunds v. Seckendorff; Auguste Eleonore heiratete erst 1796 einen Major v. Luck. Die früh verwitwete Seckendorff erregte bald ärgerliches Gerede, weil sie mit dem Domherrn v. Dalberg, einem Bruder des Koadjutors, als Freundin nach Italien reiste; Herder war der Dritte in der Kutsche und sehr wenig erfreut von dieser Gesellschaft, die er, der gleichfalls von Dalberg Eingeladene, nicht erwartet hatte. Von den zur Verwandtschaft der Kalbs gehörigen Fräuleins v. Ilten ward Sophie die Gattin des wegen seiner grausamen Strenge getadelten Rittmeisters v. Lichtenberg, der die Husaren des Herzogs befehligte; Karoline, deren Liebe zum Prinzen Konstantin erwähnt wurde, scheint ledig geblieben zu sein. Sie lebte seit 1784 bei der Gräfin Bachof.

Von drei Söhnen des Kammerpräsidenten war der dritte schon als zwanzigjähriger Leutnant gestorben. Der älteste, Heinrich Julius Alexander, in den Jünglingsjahren Karl Augusts bester Freund, dann von ihm in allzugroßem Vertrauen zum Nachfolger seines Vaters ernannt, erwählte als erste Gattin ein Fräulein v. Künsberg; sie starb schon 1779 mit einundzwanzig Jahren. Als zweite Gattin gewann er sich 1782, nachdem er mit dem Herzog verfallen und von seinem Amte zurückgetreten war, die achtzehnjährige Eleonore Marschalk v. Ostheim, ein zartes, stilles „Feenkind", das er

lieben lernte, obwohl er zunächst nur nach dem großen Vermögen der Marschalks gestrebt hatte. Sein Werk war es, daß die ältere Schwester seiner neuen jungen Frau, Charlotte, gleichfalls ohne Liebe seinen Bruder Heinrich heiratete. Dieser Heinrich v. Kalb, ein stattlicher, gewandter, beliebter, galanter, leichtlebiger, aber im übrigen wackerer Mann, war als Offizier in das deutsch-französische Regiment getreten, das der Herzog von Zweibrücken in französischen Dienst stellte; als solcher hatte er an dem Befreiungskampfe der Amerikaner gegen England teilgenommen — Nationalitätsbegriffe störten damals keinerlei Handel — und war nun wieder in der Pfalz in Garnison. Er versuchte, was damals gar nicht üblich war, seine junge Frau in der Garnison bei sich zu haben; da es sich nicht bewährte, zog sie nach Mannheim, wo ihr Gatte sie dreimal in der Woche von Landau aus besuchte. In Mannheim entstand im Sommer 1784 zwischen ihr und dem Theaterdichter Friedrich Schiller ein Liebesverhältnis; aber Schiller wanderte schon 1785 nach Leipzig und Dresden weiter, und sie zog 1786 nach Kalbsrieth in das Haus ihres Schwiegervaters. Ihren Mann sah sie von jetzt an nur noch in den „Semestermonaten", d. h. im Winter, wenn der Militärdienst ruhte. Schon 1786 hielt sie sich längere Zeit in Weimar auf; im nächsten Jahre machte sie sich dort noch heimischer und lud Schiller ein, gleichfalls in Weimar zu wohnen. Am 21. Juli kam er an; schon zwei Tage danach sprach er gegen seinen Freund Körner die Hoffnung aus, daß seine Vereinigung mit Charlotte im Oktober in Dresden zustande kommen werde. Und wieder einen Tag später: „Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimnis aus

unserem Verhältnis zu machen. Einige Male hatte man schon die Diskretion, uns nicht zu stören, wenn man vermutete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten.“ Und am 28. Juli: „Mein Verhältnis mit Charlotte fängt an, hier ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin [Amalie] hat die Galanterie, uns beide zusammen zu bitten.“ Am 8. August erwartet er mit Ungeduld die Antwort auf einen Brief, den er Charlottens Mann geschrieben. Am 19. August hatte er diese Antwort, und er meinte: „Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß.“

Ob Schiller jemals die Absicht hatte, mit Charlotte v. Kalb in die Ehe zu treten, bleibt unklar; er ließ sich auch in diesen Monaten andere Partien durch den Kopf gehen; Charlotte jedoch strebte die Scheidung und die Ehe mit Schiller an. Weder ihr Mann, noch sein Vater waren abgeneigt; über die Bedingungen aber — Erziehung des Sohnes und Teilung des Vermögens — konnten sich beide Parteien nicht einigen. Im nächsten Jahre kam Charlotte allmählich dahinter, daß Schiller mit Lotte v. Lengefeld aus Rudolstadt ein heimliches Verlöbnis hatte.

Charlotte v. Kalb hatte nun auf lange Zeit hinaus kein festes Heim; bis zum Ende des Jahrhunderts hielt sie sich noch am häufigsten in Weimar auf, wo sie nicht wenige Freunde hatte, obwohl Jeder an ihr zu kritisieren fand. Schiller nannte sie 1789 „ein seltsam wechselndes Geschöpf ohne Talent, glücklich zu sein“, Herder schrieb ihr eine gewaltige Einbildungskraft, eine ungewöhnliche Elastizität des Gemüts

zu, doch sei sie infolgedessen behindert, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist. Eine Zeitlang betrachteten Herders „die Kalbin" als ihre beste Freundin. Frau v. Stein meinte, „Charlotte Kalb könne sich recht hübsch das, was sie gern habe, weismachen als eine Pflicht, die sie zu erfüllen hätte". Alles in allem: neben manchen klügeren eine genialische Frau, die Vielen absonderlich, ja „verrückt", einigen verwandten Naturen außerordentlich anregend und tiefblickend erscheinen mußte.



Emilie v. Werthern geb. v. Münchhausen.

Von der Gräfin Werthern-Neunheiligen, die Karl August verehrte, ist schon erzählt worden. Nicht so heilig geartet war die Baronin v. Werthern, Emilie, geb. v. Münchhausen. Sie war eine Tochter des hannöverschen Ministers Gerlach Adolf v. Münchhausen, der die Universität Göttingen schuf und einrichtete. Ihr Vater hatte seinen Amtssitz in London; er schickte sein Töchterchen früh in die hannöversche Heimat zurück; nach seinem Tode wurde sie 1774 als Siebzehnjährige mit dem weimarischen Stallmeister und Kammerherrn v. Werthern verheiratet, wodurch sie mit Charlotte v. Stein und deren Gatten, dem Oberstallmeister, in ein nahes Verhältnis kam. In den ersten Jahren ward Emilie v. Werthern in Weimar allgemein gelobt und geliebt; eine Lachtaube nannte man sie wohl, ihr Geist und

Talent waren so erfreulich wie ihre Schönheit. Auch der Herzog und Goethe besuchten sie gern auf ihrem Gute zu Frohndorf hinter dem Ettersberge und Goethe trug an Charlotte v. Stein Grüße „von der guten Werthern" zurück.

Aber das junge Weib empfand bald bitterlich, wie wenig ihr Mann zu ihr paßte. Sein Herz gehörte vor allen Dingen den Pferden und den Weinflaschen, und ein recht wohlwollender Zeitgenosse weiß zu seinem Lobe weiter nichts zu sagen, als daß er, wenn er auch kein großer Gelehrter sei, doch tausendmal besser reiten könne als manches „Licht der Welt". Nun fing Emilie an, zärtliche Blicke auf Goethe, Knebel und andere geistreiche Männer zu richten; Knebel brachte ihr gern seine Huldigungen dar; schließlich ward aber der Bergrat August v. Einsiedel Besitzer ihres Herzens. Das war freilich ein Mann, der einer begabten jungen Frau zu Kopfe steigen konnte: etwas Faust, etwas Mephistopheles und dazu ein Ritter, der von seiner Burg stolz über das Menschenvolk hinwegsieht, das unter ihm kribbelt und wibbelt. Er war Leutnant gewesen, dann Bergrat zu Freiberg geworden, hatte die verschiedensten Wissenschaften studiert, immer die Augen auf die großen Fragen richtend. Er verachtete das Gelehrtenvolk auf den hohen Schulen, das sich mit seinen kleinen unnützen Fündlein eitel, neidisch und zänkisch brüstete; er schrieb nichts nieder und tat auch sonst nichts, um sich einen Namen zu machen, obwohl er von Chemie, Geologie, aber auch von alter Länder- und Völkergeschichte mehr verstand als die „Magister, Doktoren, Schreiber und Pfaffen". Er saß auf Burg Lumpzig, las und sann; zuweilen ritt er nach Weimar, um sich mit Herder die halbe

Nacht hindurch über Gott und Welt auszusprechen. Ganz paßte er nicht nach Weimar: denn er war durchaus kein Schöngeist, las von Goethe nur den ‚Pater Brey' und machte sich nichts aus Kunst und Poesie. Aber wie sehr er Realist, Materialist, Naturalist sein wollte, hatte er doch auch einen großen poetischen Plan, der ihm nie aus dem Sinne kam: Ägypten und Äthiopien, die Länder ältester Kultur, zogen ihn mit Wundergewalt an; eine historische Entdeckungsreise in Afrika war seine große Sehnsucht. Dergleichen war aber damals noch unmöglich, und so paßte er sich den Zeitverhältnissen an und erbot sich der französischen Regierung zu einer bergmännischen Entdeckungsreise in Algier und Tunis. Im Mai 1785 trat er sie an, von zwei Brüdern begleitet; mit ihnen aber zog — Emilie v. Werthern. Sie begab sich nach Leitzkau bei Zerbst, wo ihr Bruder ein Gut hatte, starb dort und ließ sich begraben. Gleichzeitig eilte sie mit Einsiedel über Straßburg und Marseille nach Tunis. Man betrauerte in Thüringen aufrichtig den Tod der jungen hübschen Frau, bis ein ehrenwerter Mann versicherte, sie ganz gewiß in Straßburg gesehen zu haben; nun wurde das Grab in Leitzkau geöffnet: eine große Puppe lag im Sarge!

Schon im Sommer des nächsten Jahres, 1786, kehrte der „Afrikaner" Einsiedel, wie er nunmehr hieß, mit der Geliebten aus dem heißen Lande zurück; sie hatten dort kein Gold und kein Glück gefunden; die an der Nordküste herrschende Pest hatte ihnen alle Wege versperrt. Jetzt wurde Emiliens Ehe geschieden, 1788 wurde sie mit Einsiedel getraut, und noch manchmal kam sie nach Weimar zurück, wo ihr Abenteuer zwar nicht vergessen, aber allmählich verziehen wurde. Ihr

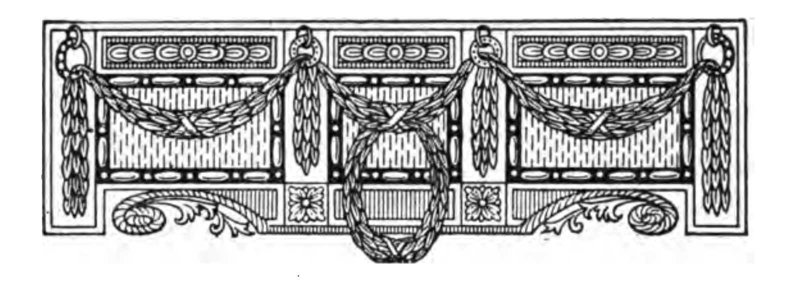
erster Gatte hatte in Zäzilie v. Ziegesar aus Drakendorf eine ruhigere Lebensgefährtin gefunden. August v. Einsiedel aber ward immer mehr zu einem philosophierenden Einsiedler, der oben auf seiner Burg oder nach deren Verkauf in den Bergwäldern von Ilmenau seine Pfeife rauchte und in dessen Tagesordnung eine Frau mit poetischen Bedürfnissen nicht gut hineinpaßte. Die arme Emilie hatte ihren Mann nur gastweise, aber lieber als der Stallmeister blieb er ihr doch.

In Stetten, einem anderen Dorfe hinter dem Ettersberge, wohnten Graf und Gräfin Keller, denen mehrere Töchter aufwuchsen. Eine davon, Julie, war eine große Verehrerin der Poesie und schwärmte auch selbst in Versen. Wieland ward ihr erster persönlicher Freund unter den Dichtern; er besang sie, als sie sich 1774 mit dem Vizekanzler v. Bechtolsheim in Eisenach verlobte; er nannte sie Psyche und widmete ihr sein Gedicht ‚Die erste Liebe'. Und sie besang ihn zurück:

Kaum erst entschwebend lichtem Flügelkleide,
Sah ich ihn nah'n dem heimatlichen Tale:
Da ging mir auf, geweckt vom goldnen Strahle,
Ein schönres Sein, umbläht von holder Freude.
Er führte mich auf immergrüner Weide
Durch seinen Geist zum hohen Ideale
Und reichte mir in süßer Zauberschale
Der Weisheit Gold für — Röslein auf der Heide!
Den Grazien, die liebend ihn umschweben,
Mußt' ich geloben das erweckte Leben,
Und Psyches Name ward des Bundes Siegel.
Es wehte leis, es rauschte sanft die Quelle;
Ich fühlte schweben mich dahin in's Helle,
Denn angezaubert waren mir nun Flügel.

Auch nach ihrer Verheiratung war sie oft wieder im Vaterhause und im nahen Weimar; mit Goethe wurde sie wenige Wochen nach seiner Ankunft in Thüringen bekannt, denn die ersten drei Tage von 1776 verbrachten Wieland und Goethe bei Kellers und Bechtolsheims im Stettener Schlosse. „Bei liebenden Menschen", schrieb Goethe von hier aus an Herder, und „die niedliche Bechtolsheim" sah er dann immer gern. Von diesen drei Festtagen trunken ist jenes vielzitierte überschwengliche Gedicht Wielands, in dem er Goethe als Hexenmeister feiert, bis er dann echt wielandisch schließt:

O Psyche, warum ist unser Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In seligem Taumel genoß ich ihn kaum:
Weg war der zauberische Traum!
Und ich — wie weit von Dir verschlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Von Nebel gebeizt, von Frost gezwickt
Und immer weiter Dir! entrückt!
Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten,
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt' um's Leben
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seele sehr kontrakt,
Und gähnten einander an im Takt.



Fünftes Kapitel.

Sitten und Gesinnungen.

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte"; so urteilte Goethe aus der Gesellschaft heraus, in der wir uns bewegten. Die von den Frauen gehütete Sitte hat es sehr gern mit den Standesunterschieden zu tun. Adlige und Bürgerliche waren damals wie Öl und Wasser: im kleinsten Topf vereinigt, sondern sie sich voneinander ab. Zwar nur wenig aus Standesfragen machten sich Herzog Karl August und seine Mutter; sie wandten auf die Menschen an, was Voltaire von den Kunstgattungen sagte: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux." Aber die regierende Herzogin Luise hielt desto strenger auf alte Ordnung. Der junge Doktor Goethe konnte Herzbruder mit dem Landesherrn sein und mit ihm auf einem Sofa und einer Streu schlafen, aber an der Tafel der Herzogin zu speisen oder an ihrem Spieltische Karten in die Hand zu nehmen, dazu war er noch nicht würdig genug. Ein beständiger Kleinkrieg ging über diese Standesfragen hin und her. „In der guten Gesell=

schaft gilt kein Unterschied der Stände", antwortete Wieland einmal seiner adligen Base La Roche*) „a Gentleman kann überall tête levée gehen und ist in der Sozietät was ein Anderer, und a Gentleman ist man nicht durch Geburt, sondern durch persönliche Eigenschaften. Ist's in Deutschland anders, so wollen wir wenigstens keine Notiz davon nehmen". Die Stürmer und Dränger, die Genies wie Lenz und Klinger, zeigten den Adligen in gröberer Weise, daß eine neue Zeit gekommen sei, und die Adligen erwiderten natürlich Abneigung mit Abneigung, Spott mit Spott. So schrieb Graf Putbus über die „teilweise häßlichen schönen Geister":**) „Immer herablassend, an allem teilnehmend, alles mitmachend, sind sie kindisch, schwärmend, und wenn ihre Laune auf's höchste gestiegen, studentisch. Unfehlbarer als ein Papst, schleudern sie Anathema und Bannfluch gegen Alle, die ihnen Bewunderung versagen. Der Adel, die Standesunterschiede und namentlich ein unglückliches Ordensband sind in ihren Augen unverzeihliche Lächerlichkeiten und die ewige Zielscheibe ihrer impertinenten Sticheleien."

Alte, gut verwurzelte Institutionen können nicht von echten oder unechten Genies weggeblasen werden: das ganze Volk hielt noch fest an den gesellschaftlichen Unterschieden. ‚Fräulein' nannte

*) 14. Februar 1781; Auswahl denkwürdiger Briefe von C. H. Wieland, Wien 1815. Wieland war übrigens ganz besonderen Standes: obwohl bürgerlich, war er Pfalzgraf und hatte als solcher das Recht, Doktoren der Rechte und der Medizin und Magister der Philosophie zu ernennen, das Notariat zu verleihen, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimieren u. dgl. m.

**) 1776. Mitgeteilt von Ruland im Goethe-Jahrbuch 1897.

man nur adlige Mädchen, so daß dies Prädikat das Wörtlein ‚von‘ entbehrlich machte; die Tochter des angesehenen Bürgers war eine Demoiselle, diejenige des ärmeren Mannes eine Jungfer. Mit der Anrede ‚Frau‘ hielt man es ebenso; nur die Gattinnen der Männer, die mit ‚Herr‘ anzureden waren — und das waren nicht einmal alle adligen — bekamen sie in amtlichen Schreiben. Im gewöhnlichen Leben war man mit dieser Anrede freigebiger; die Oberdeutschen, wie Wieland und Schiller, waren entsetzt, daß man in Weimar die Weiber schlechtweg Frauen nannte und sogar von Waschfrauen und Bettelfrauen sprach. War so der ursprüngliche Begriff des Wortes ‚Frau‘ schon verloren, so wurde doch das gleichsinnige französische Wort ‚Dame‘ noch richtig angewandt, auch ohne Beiwort als Anrede, und nur selten klang es dann so hart wie in Schillers Gedicht: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ Im Gymnasium wurden die adligen Schüler mit ‚man‘ und ‚wir‘ angesprochen: „Man hat sich wieder einmal nicht vorbereitet! Wir betreiben die Studia zu cavalièrement, aus uns wird nichts werden!“ Und wenn dann das Herrchen später General wurde und seinem alten Konrektor die falsche Prophezeiung vorhielt, so antwortete dieser schlagfertig im alten Stile: „Wir haben aber auch saumäßig viel Glück gehabt!“ Die Adligen strebten immer danach, ihre eigenen Vergnügungen und Klubs zu haben, obwohl es ihnen zu langweilig gewesen wäre, immer unter sich zu sein; ihre Vorliebe für das Französische war mit dem Wunsche verwachsen, sich von den Bürgerlichen auch in der Sprache zu unterscheiden. Auch in Weimar hatten die Adeligen unter sich ein französisches Liebhabertheater.

Zuweilen ward dieser Adelsstolz gemeinnützig: da, wo es galt, die Macht und Willkür des Landesfürsten einzuschränken. Der Ritter fühlte sich als Vetter des Fürsten, und wenn er ein einträgliches Rittergut hinter sich hatte, konnte er seinem Herrn „in submissester Devotion“ hartnäckig genug seine eigene Meinung entgegensetzen. Als der Freiherr v. Fritsch im Kampfe gegen Goethe sein Amt niederlegen wollte, bat ihn sein bürgerlicher Kollege Schnauß, doch ja zu bleiben, weil die auf ihr Gehalt angewiesenen bürgerlichen Räte sich ohne adligen Anführer vor dem kräftigen Willen des Herzogs in's Mauseloch verkriechen müßten.

Doch zumeist denkt man bei dem Worte Sitte an die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern. Wir haben schon bemerkt, daß in unserem Kreise in dieser Hinsicht keine große Strenge herrschte; der genius temporis und der genius loci sprachen für Freiheit und Duldsamkeit. Der Zeitgeist war ja eben erst im ‚Werther‘ des jungen Goethe deutlich geworden: es war ein weichlicher, schwärmender, gefühlsseliger Geist, der mit freudiger oder schmerzlicher Wonne sich der Allmacht der Liebe unterwarf, auch wo sie in Tod und Unheil führte. Voltaire hatte unter eine Statue des Amor zu Versailles geschrieben:

Wer du auch sei'st, sieh deinen Herren hier:
Er ist es, war es oder wird es dir!

Und so lehrte auch Wieland die Allmacht der Liebe und wußte zu antworten, wenn man sein immer gleiches Thema kritisierte:

Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?
Jawohl! Was wär' auch unter'm Mond
Wohl mehr der Rede wert als Liebe?
Und unter'm Mond und über'm Mond,
Was Andres ist's als Liebe und Liebe,
Was überall atmet, wirkt und webt
Und Alles bildet, Alles belebt?
Ihr Weise sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang,
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beim andern? — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galathee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verletze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimnis empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht,
Wir leben das wahre Leben, atmen
In reinen Lüften mit freier Brust
Und sehen, was ist, mit unbefangnen
Augen und hören Götterstimmen
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der Alles bewegenden Räder
Und fürchten nichts! Und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster
Die ewigen Wogen der Zeit hinab!*)

*) Prolog zum ‚Gandalin', gedichtet 1776.

Das war berauschende Musik für junge Herzen! Wer wollte da nicht auch, solange es Vergnügen machte, „sehen, was ist, mit unbefangnen Augen“ und willig sich der Macht unterwerfen, die nun doch einmal Olymp und Erde beherrscht? Die Frauen gestanden ihre Unkraft gegen den kleinen Gott so offen ein wie die Männer. „Was darf man über dieses trotzige und verzagte Ding, das Herz, sagen?“ schrieb Emilie v. Werthern in das ‚Tiefurter Journal‘. „Wer will es nicht gern beherrschen und wen beherrschte es nicht? Die Liebe wählt nicht, sie hat gewählt; Treue liegt in unserm Willen, allein Beständigkeit hängt von unserm Herzen ab, und wer vermag, diesem Zaubergewebe zu folgen oder ihm ein Muster vorzuzeichnen?“ Diese starke Verehrung der Liebe, der Leidenschaft und jeglicher „Empfindsamkeit“ hatte ein sehr bereitwilliges Offenbaren und Zeigen der Gefühle zur Folge, nicht selten geradezu ein Renommieren mit Entzücken, Seligkeit, Kummer und Verzweiflung, ein Armewerfen, ein Zähneknirschen, Füßestampfen und Busenzerreißen, ein Ha- und Weh- und Ach-Geschrei. In Schillers Jugendgedichten haben wir Heutigen in unserer Bücherei noch gute Proben jener Gefühlsneurasthenie, aber in milderen Formen litten fast alle jungen Leute damals an dieser Überspanntheit und Übertreibung: man lese nur die Briefe, die Goethe im ersten weimarischen Jahre an die nie gesehene Gräfin Auguste Stolberg richtete! Mit Seufzern und Tränen gingen sie gar nicht sparsam um, Umarmungen und Küsse waren fast so billig wie heute ein Händedruck; hatten sich zwei Leute in einer schönen Stunde gefallen, so nannten sie sich Freund und Bruder, Freundin oder Schwester; als der junge Herr

v. Kalb zum ersten Male einen Tag in Goethes Vaterhause gewesen war, redete er Goethes Eltern Vater und Mutter an, und selbst Wieland unterschrieb sich als einen Sohn der Frau Aja. Sehr rasch kam bei neuen Bekanntschaften das ‚Du' auf die Lippen, aber daneben behielt man das ‚Sie' bei; selbst Brautpaare warfen im gleichen Briefe, im gleichen Satze das Sie und Du durcheinander, gleich als ob eins von beiden zu arm und ruhig für ihre Gefühle sei. Wir Heutigen sind zurückhaltender, keuscher, ruhiger; wir dürfen also den Gefühlsausdrücken jener Zeit nicht gleichen Wert mit den unsrigen zugestehen. Die zärtliche Freundschaft, wie sie Goethe und Frau v. Stein miteinander hatten, brauchte trotz der hin und her getragenen Liebesbriefe den Herrn v. Stein nicht viel zu beunruhigen; er konnte als verständiger Mann wohl noch über diese empfindsamen Seelen spotten, die an einer Schwärmerei ebensoviel Vergnügen hatten wie er an einem wohlgelungenen Pferdehandel.

Rechnete man auch die letzte Liebeshuld zu den erlaubten Bezeigungen zärtlicher Freundschaft oder zu den unvermeidlichen Folgen einer schönen Leidenschaft? War die Ehe ein undurchdringlicher Zaun gegen fremde Liebhaber? Man muß bedenken, daß auch die Ehe eine der Umwandlung unterliegende Einrichtung ist. Das Ideal, daß Liebesbund und Ehebund ein und dasselbe sei, galt im achtzehnten Jahrhundert weniger als heute; viel mehr als heute sah man in der Ehe eine praktische Einrichtung, die den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlstand beider Gatten verbessern und zum Aufziehen eines neuen Geschlechtes die geschützte Stätte liefern sollte; die Vorteile des Familienlebens und der gemeinschaftlichen Haus-

9*

haltung waren der wichtigste Beweggrund zur Eheschließung. Der Bauernglaube war noch vorherrschend, daß Mann und Weib in der Ehe sich auch von selber liebgewinnen, da sie sich gegenseitig Annehmlichkeiten bieten und der Welt gegenüber zu gemeinsamem Vorteil verbündet sind. Gar oft verheiratete man junge Leute, namentlich die Mädchen, in einem Alter, wo eine eigene, für das Leben gültige Wahl überhaupt nicht möglich ist; in Fürstenhäusern war das die Regel, aber auch ein Sohn Herders verlobte sich mit einem vierzehnjährigen Fräulein, und eine Tochter Wielands wurde mit fünfzehn Jahren Pastorenfrau. Und hatte nicht Wieland selber, der Seelenkundige, der schon eine Reihe geistreicher und schwärmerischer Freundinnen gehabt, mit vollem Bewußtsein um seine Hausfrau geworben, noch ehe er sie gesehen? Er ließ sich erkundigen, ob er ihren Eltern anstehe, „denn Sie wissen", schrieb er an seine Freundin La Roche, „nach dem Geschmack und den Neigungen der Tochter fragt man gewöhnlich nicht: um so schlimmer für sie und den Gatten, wenn sich nach der Hochzeit keine Liebe einstellt!" *) Bei der gegenseitigen Besichtigung zeigte sich kein erhebliches Hindernis, und Wieland führte die kindlich-vertrauende Dorothea Hillenbrandt heim, obwohl sie weder hübsch, noch geistreich war und nichts als die Bibel und den Kalender gelesen hatte.

Zugrunde lag solchen Gewohnheiten die altdeutsche Geringschätzung der Frauenseele, von der man wohl die vorgeschriebenen Tugenden: Gehorsam, Treue, Aufopferung,

*) Im Original französisch. Brief vom Sommer 1765 mitgeteilt von Hassencamp, Neue Briefe Wielands, Stuttgart 1894.

Häuslichkeit, Sparsamkeit u. dgl., aber kein Eigenleben erwartete oder wünschte. „Weiber reden vom Haushalten wohl als Meisterin“, sagt Luther einmal, „wenn sie aber außer der Haushaltung reden, so taugen sie nichts, darum reden sie auch davon läppisch, unordentlich und wüste durcheinander über die Maße“. Diese herrschende Meinung war mit daran schuld, daß Herzogin Amalie so lange gegen ihre eigenen Fähigkeiten mißtrauisch blieb, daß sie noch 1772 an Wieland die Frage richtete: „Kann überhaupt eine Frau eine starke Seele haben?“ Jetzt aber schien sie eine rasche Änderung der Frauencharaktere wahrzunehmen. Die Schwärmerei der Dichter und schönen Geister verherrlichte die Frauen und insbesondere die „fühlbaren“ und „empfindsamen“; die Liebe wurde von ihnen veredelt und vergeistigt, zarte Seelenfreundschaft gepriesen. Frauen sind immer das dankbarste Publikum für Dichter und andere Künstler, und Frauen sind immer der schönste Gegenstand ihrer bildenden Phantasie. Goethe und Schiller erdachten viel höhere Frauen, als sie erblickten; sie legten goldene Äpfel in silberne Schalen,*) aber ihre poetischen Frauengestalten wurden sogleich Vorbilder und Ermunterungen für die Mädchen und Frauen von Fleisch und Blut. Die Mutigsten von ihnen versuchten zu antworten und im Dichterkreise mitzusingen, zuerst als zaghafte Dilettantinnen, dann kühner und ernster mit Männern um die Palme ringend. Diese ersten Mutigen stehen fast alle mit Weimar und seinen großen Dichtern in naher Beziehung: wir sahen einige schon als Mitarbeiterinnen des Tiefurter Journals, aber auch in gedruckten Schriften traten sie vor die Öffent-

*) Goethe zu Eckermann, 22. Oktober 1828.

lichkeit; Wieland führte seine Freundin Sophie La Roche 1771 als Erzählerin vor die lesenden Deutschen; sie gehörte zum weiteren weimarischen Kreise, und bald wuchsen ihr Nachfolgerinnen im näheren Kreise auf: Karoline v. Wolzogen, Amalie v. Imhoff, Amalie Voigt-Ludekus, Sophie Mereau, Charlotte v. Ahlefeld, Johanna Schopenhauer und Andere.

In dieser Zeit, wo neue Menschen noch nach alten Anschauungen zur Ehe verbunden waren, blieb es nicht aus, daß die mit feineren Bedürfnissen begabten Naturen ihre zärtlichen Gefühle oft auf fremde Männer oder Frauen richteten; und es war dann Sache des andern Gatten, ob er dergleichen als vorübergehende Schwäche übersehen wollte. Ehescheidungen waren zunächst noch selten; man bedurfte ihrer nicht, solange man in der Ehe vornehmlich ein ökonomisch-soziales Bollwerk für Gatten und Kinder sah und wohl gar wie der junge Wilhelm v. Humboldt erklärte, die Ehe sei kein Band der Seelen. So blieb in Weimar z. B. die Ehe zwischen Ernst Josias Friedrich und Charlotte v. Stein bestehen, obwohl die Gattin die Liebe Goethes erwiderte; Charlotte war keineswegs zu Leichtsinn und Gesetzlosigkeit geneigt, sie litt ernstlich darunter, daß ihr der Vater ihrer Kinder gleichgültig und der junge Dichter so teuer war, aber von nirgends her hörte sie ein deutliches Verbot dieses Verhältnisses.

„Ob's unrecht ist, was ich empfinde
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen.
Vernicht' es, Himmel, du! wenn's mich je könnt' anklagen." *)

*) Von ihrer Hand auf einem Brief Goethes vom 7. Oktober 1776.

Bei diesem besonderen Liebesbunde kam es infolge der ungewöhnlichen Charaktere Charlottens und Goethes nicht zur körperlichen Vereinigung; selbst Schiller schrieb an Körner: „Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe; man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.“ Aber von den weimarischen Frauen im allgemeinen urteilt er:

„Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle. Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert.“ Das Bedenklichste freilich, was Schiller über die weimarische Gesellschaft mitteilt, ist, daß sie sein eigenes Verhältnis zu Frau v. Kalb gebilligt und begünstigt habe. Charlotte v. Kalb war bewußte Anhängerin der freien Liebe; sie hat es dem zweiten Dichter, dem sie nach Schillers Untreue ihr Herz zuwandte, Jean Paul, offen geschrieben, als dieser, ein keuschester Mann, in der Vorrede zum ‚Quintus Fixlein‘ jede gesetzwidrige Liebe ein Verbrechen, eine Befleckung weiblicher Tugend nannte. „Ich bitte, verschonen Sie die armen Dinger und ängstigen Sie ihr Herz und ihr Gewissen nicht noch mehr! Die Natur ist schon genug gesteinigt! Ich ändere mich nie in meiner Denkart über diesen Gegenstand. Ich verstehe diese Tugend nicht und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts anderes als die Entwicklung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Gesetz dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. . . . Liebe bedürfte keines Gesetzes. Die

Natur will, daß wir Mütter werden sollen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen?“ — —

Ganz anders klang freilich, was die Mutter der Charlotte v. Stein, Concordia Elisabetha v. Schardt, in ihrem vierzigsten Jahre am 12. Oktober 1763 zu Weimar niedergeschrieben hatte. „Feierliche Übergabe an Gott“, hieß das Dokument.

„Ich übergebe Dir an diesem Tage meinen Leib und meine Seele, meine Verstandes- und Willenskräfte, alle meine Neigungen, alle meine Absichten, alle meine Wünsche: von jetzo an herrsche Du in meiner Seele! Ich übergebe Dir auch mit eben der gänzlichen Überlassung Alles, was mir teuer ist auf Erden: nur Dein Wille geschehe an ihnen, Dein Name möge von ihnen geheiligt werden in Zeit und Ewigkeit! Ich entsage hiermit unter Deinem göttlichen Beistand allem Stolz, aller Eigenliebe, aller Unzufriedenheit mit Deinen weisen Fügungen, aller Heftigkeit und aller der betrübten Teilung meines Herzens zwischen Dir, meinem Gott, und den Kreaturen. Ich entsage alle dem, als so vielen Tyrannen, die unrechtmäßiger Weise mich, das durch's Blut meines Erlösers teuer erworbene Eigentum, in ihren Banden gehalten haben. Ach, könnte ich es mit blutigen Tränen beweinen, die größte, die beste Zeit meines Lebens darinnen gefesselt gewesen zu sein!“ *)

Diese Frau v. Schardt sah jetzt, in der weimarischen Geniezeit, mit ihrer strengen, harten Frömmigkeit auf ein neues Geschlecht, das ganz anderen Sinnes war. Fürwahr: die Genies und die bereits verknöcherte lutherische Kirche paßten schlecht zusammen. „Es war damals bei Vielen

*) H. v. Bissing, Das Leben der Dichterin Amalie v. Helvig. Berlin 1889.



Charlotte v. Kalb.

Nach einem Gemälde im Wittumspalais.

27

(nicht bloß in Weimar) Mode", erzählt Karoline Herder *), „von Allem, was kirchliche oder Schuleinrichtung hieß, äußerst gering zu halten und jede Erziehung zu moralischer Bildung und zur Wissenschaft als unnatürlich, als unvernünftige Mißbildung zu verwerfen, dagegen zu deklamieren und zu spotten und nur die physische Ausbildung zu begünstigen. Der geistliche Stand besonders wurde bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht, Parallelen zwischen dem armseligen Landgeistlichen und dem kräftigen, in freier Natur lebenden Soldaten oder Jäger häufig gezogen, wobei dann freilich der stille studierende Prediger in's jämmerlichste Licht kam." Das war allerdings ein Zeitgeist, den man im Herderhause nicht willkommen heißen konnte, aber war denn Herder noch ein gläubiger Lutheraner? Suchte er nicht schon, die Kirche noch in alter Macht und Herrlichkeit zu erhalten, obwohl ihr Inhalt ein neuer sein sollte: Aufklärung, Unterricht, Erziehung, Moral, Philosophie? Wäre er nicht ebenso gern oder lieber fast ein katholischer Kardinal wie ein protestantischer Generalsuperintendent gewesen?**)

Die weimarische Religion der Zeit, von der wir reden, läßt sich geographisch bestimmen: Weimar liegt zwischen Zürich und Berlin. Herder, Goethe, der Herzog, die Herzoginnen, sie wohnten in der Mitte zwischen Lavater und Nikolai, zwischen Schwärmerei und Aufklärung. Mit dem Herzen standen sie dem gern- und vielgläubigen Züricher Propheten näher; schon als Verehrer der Poesie haßten sie alles verstandesmäßige, phantasielose, zerstörende Herumtasten an religiösen

*) In den Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders.

**) In seinen Briefen aus Italien drückt er diesen Gedanken ein paarmal aus.

Bildern, alles gemütlose Verspotten von Trostmitteln; sie empfanden das Eindringen des Zweifelgeistes in die altehrwürdigen Mysterien als eine Art nordische Barbarei, als eine neue rohe Bilderstürmerei. Sie liebten Lavater persönlich; auch Amalie, die ihm am fernsten blieb, gestand 1786, als sie ihn von Angesicht gesehen hatte: „Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht, wirken wohl stark auf die Menschen, besonders, sagt man, auf die Weiber; wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebensogut bekleiden würde als jetzt die von einem Premierminister Christi."

Derselbe Lavater aber bewirkte, daß sich die weimarischen Freunde ihrer gleichfalls nahen Verwandtschaft mit den Aufklärern in Berlin und Braunschweig, mit Friedrich dem Großen, Lessing, Nikolai, Jerusalem usw. bewußt wurden. Lavaters Glaubenslust führte ihn in eine Wunder- und Aberglauberei hinein, die ihn geradezu zu einem Werkzeuge für Schwindler machte; er stellte, wenn auch mit gütigstem Herzen, fanatischste Glaubensforderungen. Abergläubisch war man freilich in Weimar auch, aber doch nur in den gewöhnlichen Grenzen. Die Herzogin Luise und Frau v. Stein legten sich ihre Träume aus; Goethe selber glaubte an Ahnungen, Vorzeichen, Unglückstage und Wirkung in die Ferne; Herder und Frau trieben es sogar recht arg mit diesen Dingen, hielten jeden Windstoß und jede große Wolke für Boten des Schicksals und glaubten recht lange an den schwindelhaften „Gottesspürhund" Christoph Kaufmann. Aber Lavaters Verquickung von Aberglauben und Christusdienst war den Weimarern unerträglich. Endlich zerschnitt Goethe das Freundschaftsband,

und auch die Anderen gestanden sich ihre Entfernung vom alten Kirchenglauben besser ein. Männer wie Christoph Bode und Bertuch waren immer freisinnige Aufklärer gewesen, aber auch Karl August mußte wohl selber lächeln, wenn er sein Jugendbildnis vor dem weimarischen Gesangbuche sah, dessen Lieder und Gebete, obwohl Herder der Herausgeber war, noch reinste lutherische Orthodoxie atmeten.

Die Freigeisterei kam jedoch auch jetzt nicht in Weimar zur Herrschaft, sondern man blieb in einem Mittelzustande, in dem man die über menschliche Vernunft hinausgreifenden religiösen Hypothesen und Dogmen weder durch lautes Negieren und Verspotten verletzte, da sie Anderen heilig waren, noch aber für sich selber als Vorschriften und Wegweiser annahm. Bei solchem Unterdrücken und Nichtbeachten des Strittigen konnten sich auch Katholiken und Protestanten recht gut miteinander vertragen, denn auch in der katholischen Kirche war eine ähnliche Gesinnung weit verbreitet. Wenn einmal der werdende Erzbischof Dalberg gegen den Generalsuperintendenten Herder seinen katholischen Glauben verfocht, streckte er ihm doch die Freundeshand entgegen: „Die Kirche sehe ich nicht als politischen Körper an, sondern als Kompromiß eines jeden Christen auf die Gefühle und Meinungen aller Christen, und auf diesem Ganzen ruht nach meiner Meinung Unfehlbarkeit und Geist Gottes. Ich bin überzeugt, daß Sie und Jerusalem und Andere im wesentlichen der nämlichen Meinung sein würden, wenn Sie demutsvoll diesen Kompromiß auf die Meinung Ihrer gesamten Christenbrüder unterschrieben.“ *)

*) Brief Dalbergs an Herder, 26. April 1777.

Aber auch Heidentum und Christentum konnten bei dieser Grundgesinnung friedlich nebeneinander wohnen. Man verehrte Christus, verehrte Sokrates, verehrte die Natur und war bereit, die Sonne anzubeten. Man sprach mit Goethe von der Natur: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen.“*) Oder man sprach Wielandische Philosophie nach:

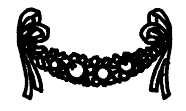
„Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt,
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in rätselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Toren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedauert und nur den Gleisner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.“**)

*) Tiefurter Journal, Januar 1783. Dies herrliche Fragment über die Natur ist vielleicht von dem öfter erwähnten jungen Schweizer Tobler geschrieben; sicherlich drückt es jedoch Goethes Gesinnungen aus.

**) Aus Wielands ‚Musarion‘.

In einer Hinsicht war jenes Geschlecht positiver als die folgenden; es besaß das wertvollste Stück der Religion: das Gottvertrauen. Ein bester Beweis davon war die damalige Begrüßung der neuen Weltbürger. Während wir Heutigen uns vor den ungeborenen Kindern fürchten, waren damals alle Ehen so kinderreich wie möglich; Wieland zog vierzehn, Kotzebue dreizehn, Graf Fritz Stolberg achtzehn Nachkommen mit heiteren Mienen groß. Und aus der Heiterkeit und Ruhe, die das Gottvertrauen verleiht, entsprang auch eine fröhliche Duldsamkeit gegen alles von Gott Geschaffene und Zugelassene. Die Menschen bildeten sich noch nicht ein, daß sie selber Gott spielen und für Jahrzehnte voraus, ja für die Zukunft von ganzen Nationen sorgen müßten. „Wer nur den lieben Gott läßt walten" sang man noch aufrichtig mit Georg Neumarck, der einst in der weimarischen Wilhelmsburg herzoglicher Bibliothekar gewesen war, oder man sang die gleichen Gedanken in Gellerts neueren Wendungen. Oder man sprach das Gottvertrauen und die Achtung für Alles, was ist, mit Wielands Worten aus oder sang es mit Friedrich Schillers neuem großem Liede:

Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen!





Sechstes Kapitel.

Malerei und Musik.

Im Mittelflügel der alten Wilhelmsburg fand Herzogin Amalie, als sie von Braunschweig nach Weimar kam, ganz oben in einem Dachaufbau die „Bilder-, Kunst-, Naturalien-, Instrumenten- und Gewehrkammern" vor; in ihrem Hofetat waren 400 Taler jährlich zur Erhaltung dieser Kabinette vorgesehen. Zwei Hofmaler waren dabei angestellt; 1757 hießen sie Löber und Rentzsch, 1775: Heinsius und Beck. Im übrigen halfen die Meister des Maler- und Tüncherhandwerks und bei plastischen Arbeiten die Zimmer- und Tischlermeister aus, die freilich zu jener Zeit Besseres als heute leisteten.

Amalie schaute gern nach neuen Künstlern aus, zumal da sie selbst sich gern im Zeichnen und Malen versuchte. Besuchsweise kamen reisende Maler, z. B. Georg Oswald May im Frühjahr 1779, der „eine ganze Menge Angesichter" darstellte; „Hätschelhans hat sich auch malen lassen; man sagt, es sei gut", erzählt die Göchhausen der Mutter Goethes.

Aber seßhafte Künstler waren erwünschter. Zunächst gewann die Herzogin den Frankfurter Georg Melchior Kraus, den die Gräfin Werthern-Neunheiligen aus ihrer nassauischen Heimat nach Thüringen mitgebracht hatte. „Er war ein heiterer Lebemann, dessen leichtes, erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte," erzählt Goethe,*) der schon in Frankfurt sein Schüler gewesen war, von ihm. „Er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen. Nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Kolorit dem Auge freundlich empfahlen. Dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit, und besonders dem Kunstfreund sein Geschick, alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten. Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmütige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demut, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der tätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen."

Kraus blieb auf Lebenszeit in Weimar; als Junggeselle schloß er sich am engsten an das Bertuchsche Haus, dessen Hausherr ihm viele Aufträge gab, aber er war stets bereit, wenn die Herzoginnen, der Herzog oder Goethe ihn riefen. In der Plastik war Martin Gottlieb Klauer, der 1774 von Rudolstadt nach Weimar übersiedelte, sein Berufsverwandter; viele kleine Monumente und Büsten führte er für Tiefurt und die anderen Heimstätten Amaliens aus; einige der an-

*) Dichtung und Wahrheit, IV. Teil 20. Buch.

gesehensten Gäste und Ortsgenossen bossierte er, um ihr Gedächtnis besser festzuhalten.

Aber Amaliens große Autorität in der bildenden Kunst war der alte Leipziger Professor Adam Friedrich Öser. Kein Lehrer der Künste hat größere Schüler gehabt, als er; Winckelmann, Goethe und der preußische Kanzler Hardenberg waren darunter. Große Maler sind sie freilich durch ihn nicht geworden, aber Ösers Unterricht war trotzdem von wichtigen Folgen. Von ihm zuerst hörten Winckelmann und Goethe das Evangelium „von der edlen Einfalt und stillen Größe" der klassischen Kunst; er machte ihnen das Schnörkel- und Muschelwesen des herrschenden Stils lächerlich und verhaßt und öffnete ihnen bei Betrachtung alter Kupfer oder in seinen eigenen Räumen für die Schönheit schlichter Möbel und Geräte die Augen. Leider stand er als ausübender Künstler nicht so hoch wie als Erkenner. Zwar hatte er, der uneheliche Sohn eines Handschuhmachers in Preßburg, sich nur durch Talent und Leistungen zum Akademiedirektor in Leipzig emporgearbeitet; dennoch war er schon in jungen Jahren allzu bequem und geradezu faul geworden, hatte die Technik seiner Künste nie sorgfältig genug gelernt und sich an das bloße Andeuten und Skizzieren gewöhnt, wodurch seine Produktionen etwas Unbestimmtes und Nebulistisches erhielten. In Dresden ward er unter dem prachtliebenden Kurfürsten Friedrich August auch mehr zum Dekorieren als zu sorgsamem Schaffen aufgefordert, und in der Regel mußte er dem herrschenden Modegeschmack nachgeben und gegen seine eigenen Lehren sündigen. „Sachsen hat mich in der Kunst

verdorben", gestand er selber ein.*) Ein eigener Fehler Ösers war jedoch seine Liebe zur Allegorie, wodurch er den Kunstwerken ein Bedeutendes, Gedankenerweckendes geben wollte. „Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja, seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen."**)

Ein solcher spielender Künstler schafft nichts Großes, aber er kann dem Schwächeren raten und aufhelfen, kann die Dilettanten anleiten, und wenn er ein so angenehmer Gesellschafter ist wie Öser, erntet er viel Liebe und Dankbarkeit. In Weimar kannte man ihn schon seit 1758, wo er für seinen und Winckelmanns alten Gönner, den Grafen Bünau, das Schloß zu Osmannstädt ausgemalt hatte. Als nun Goethe nach Weimar kam, stellte er bald die lebhafteste Verbindung zwischen dem Hofe und seinem geliebtesten Lehrer her. Vom Winter 1776 bis zum Sommer 1785 war Öser alljährlich einige Wochen in Weimar oder Ettersburg oder Tiefurt oder Ilmenau, und bei jedem Besuche in Leipzig sprachen die Weimarer auch bei ihm vor. Am meisten schlossen sich die Herzogin-Mutter und Öser zusammen; bei ihr pflegte er zu wohnen. Bald erteilte er ihr Unterricht, bald zeigte er die mitgebrachten Bilder, bald malte er Theater-Dekorationen, bald entwarf er steinerne Tische und Bänke für

*) Adam Friedrich Öser. Von Dr. Alph. Dürr. Leipzig 1879, S. 44 ff.

**) Goethe, Dichtung und Wahrheit, II. Teil 8. Buch.

die Parkanlagen, bald malte er Zimmerdecken. „Öser ist hier", schreibt Goethe im Juni 1780 an Knebel, „und hat viel Gutes veranlaßt. Alle Künste, in denen wir sachte im Laufe des Jahres fortklempern, hat er wieder um einige Grade weiter gerückt. Die Theatermalerei hat er sehr verbessert, Farben und Methoden angegeben." Und an Frau v. Stein: „Wenn ich ihn nur alle Monat einen halben Tag hätte, ich wollt' andere Fahnen aufstecken!"

„Der alte Öser ist hier bei mir gewesen," meldet Amalie an Merck. „Er hat mir herrliche Kunstsachen mitgebracht, wieder einen Mengs, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist." Gleichzeitig schrieb auch Goethe nach Darmstadt: „Die Herzogin war sehr vergnügt, solange Öser da war. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verwundern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren usw., daß keine Minute leer war."

Goethes Verehrung für Öser blieb noch lange die gleiche. „Wie süß ist es", schreibt er im Dezember 1782 an Frau v. Stein, „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umzugehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will! Und der, um dieses Leben anmutig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nötig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen Glücklicheren denken können."

Nach Menschen dieser Art ist immer Verlangen. Ein

Einladungsbrief der Herzogin Amalie vom 18. April 1784 ist uns erhalten:

„Mir ist, als hätte ich einmal geträumt, daß Sie, lieber Alter, mit vielen schönen Farben und mit mancherlei herrlichen und feinen Ideen zu mir gekommen wären, um alles dieses in mein Zimmer in Weimar anzudeuten. Aus diesem närrischen Traume können Sie mir, lieber Öser, am besten helfen, wenn Sie mir sagten, ob es Wahrheit oder Täuschung sei. Denn, wie Sie wohl wissen, lieber Öser, daß man im Traum schöne Erscheinungen hat und oft beim Erwachen wünscht, sie realisieren zu können, aber hier muß man sich in acht nehmen, daß man nicht irre wird.

Wenn es nun wirklich Ihre Meinung gewesen ist, könnten Sie wohl, lieber Öser, zu Ende des Monats Juni kommen, um den Sommer bei mir zuzubringen. Aber nicht wegzugehen wie ein Dieb in der Nacht, wie man schon Exempel hat! Sie wissen, lieber Alter, bei allen Gelegenheiten sind Sie mir lieb. Kommen Sie! Mit der aufrichtigsten Freundschaft werden Sie erwartet von Ihrer Freundin Amalie."

Natürlich kam der Alte und verschönerte die Wände und Decken im Wittumshause, und er tat es mit solcher Liebe, daß namentlich Goethe entzückt war. „Du wirst schon wissen," schreibt er an Frau v. Stein,*) „daß der alte Öser hier ist, um die kleinen Zimmer der Herzogin-Mutter auszumalen, aber niemand wird Dir gesagt haben, wie schön sein Werk ist. Es ist, als ob dieser Mensch nicht sterben müsse, so wachsen seine Talente noch beständig an. Die Ideen für die Plafonds sind reizend, und sie sind mit einem Geschmack ausgeführt, den Alter und Übung allein so fein reinigen konnten, und doch zugleich mit einer Lebhaftigkeit, die die Jugend für ihr Vorrecht zu halten pflegt."

Dies Jahr durfte Öser auch seinen berühmten Schüler

*) Am 17. September 1784; hier aus dem Französischen übersetzt.

ehren, da ihm die Herzogin die Veranstaltung einer Nachfeier von Goethes und Herders Geburtstag in Tiefurt auftrug. „Abends war Illumination," erzählt Knebel seiner Schwester. „Der alte Öser hatte ein herrliches Transparent gemalt, wo sich Jugend und Genie über einem Altar die Hände geben und mit der Fackel die Flamme des Altars anstecken. Oben sah man in Olivenkränzen Goethes und Herders Silhouetten. Meine Verse darunter waren folgende:

Reine Glut, entflammt vom Himmel, Ihr bringt sie hernieder:
Nehmt von unserm Altar Freundschaft und Liebe zurück!

„Öser ließ noch in dem gegenüber etwas erhaben liegenden Hölzchen einige Reisigbündel anzünden, welches eine herrliche Erleuchtung gab, zumal da er große Figuren in Form von Statuen, die er dazu gemacht hatte, hineinsetzen ließ."

Im nächsten Sommer war der alte Maler wieder in Tiefurt bei seiner Herzogin. „Sie ist noch immer die gute, gnädige Fürstin", schrieb er heim, „und hat noch auf mich, daß ich kommen würde, eine Wette gewonnen." Und die Herzogin erzählte Merck: „Meine Gesellschaft war der alte Professor Öser von Leipzig, der fünf Wochen bei mir wohnte und bei dem einem auch bei dem unfreundlichsten Wetter keine Stunde zu lang wird."

Immer wieder bemühte sie sich selber, des Stiftes und Pinsels Herrin zu werden. „Meine Liebe für die Zeichenkunst ist noch immer gleich stark," bekennt sie im Sommer 1780;*) „ich habe eine camera obscura, worin ich zeichne, und sie scheint mir von großem Nutzen, um mit den Verhältnissen

*) Briefe an Merck.



Der Garten des Wittumspalais.

Nach einem der Herzogin Amalie zugeschriebenen Aquarell im Besitz des Vereins 'Frauenbildung-Frauenstudium' zu Weimar.

in der Natur recht bekannt zu werden. Für mich ist es eine große Hilfe, weil ich etwas zu spät angefangen habe, dem Zeichnen mich zu widmen." Diese Lust am Zeichnen und Tuschen ward damals in der vornehmen Gesellschaft Weimars allgemein, und namentlich übte man diese Künste gern in der Geselligkeit aus, so daß man für die Eingeladenen jetzt oft einen Zeichentisch aufstellte, wie sonst die L'hombre- und Whist-Tische. Die Anfänger und Anfängerinnen wie die Herzogin und Frau v. Stein saßen dann neben den halben Künstlern wie Goethe und ließen sich helfen und belehren. Für unruhige Leute, die die Hände nicht still halten konnten und auch das Kartenspiel nicht liebten — für beides war wieder Goethe ein Beispiel — war die neue gesellige Mode recht angenehm, und Goethe blieb für seine Person bis in's Alter dabei. Die Herzogin betrieb ihr Zeichnen jedoch keineswegs als bloßen Zeitvertreib. Als sie die Studien des damals berühmten holländischen Anatomen Camper kennen lernte, bat sie Merck,*) der ihn besuchen wollte, ihr seine wissenschaftlichen Zeichnungen des menschlichen Kopfes zu verschaffen. „Sie müssen wissen, lieber Merck, daß ich seit einiger Zeit mich auf Porträtmalerei gelegt habe und man mir schmeichelt, daß ich in der Gleichheit ziemlich glücklich sein soll. Um nun etwas Vollkommenes in dieser Kunst zu werden, wünschte ich sehr einige solche Zeichnungen zu sehen, wie Camper den Kopf des Menschen einteilt."

Der große Nutzen dieses dilettantischen Zeichnens war bei der Herzogin derselbe wie bei Goethe: sie wurde auf die Natur

*) 25. April 1784.

aufmerksamer, lernte die Einzelheiten und Feinheiten sehen und wurde ebenso eine bessere Erkennerin und Genießerin der Kunstwerke. Sie kaufte, sammelte und verschenkte deren so viele, als ihre Mittel irgend erlaubten, versenkte sich mit Lust in ihre Betrachtung, gelangte von Mengs, den Winckelmann und Öser für einen der größten Künstler aller Zeiten hielten, zu Dürer, Rembrandt und den andern ausdauernden Großen. Als Franz Kobell, von dem sie auch manches Blatt erworben hatte, sie später in der Münchener Galerie herumführte, freute er sich über ihre Ausdauer und daß sie viele Werke lange betrachtete, die den Einheimischen unbekannt blieben. „Sie besitzt neben vieler Kenntnis der Malerei eine Kunstliebe und forschenden Blick bei jedem Gemälde, der selbst bei Künstlern oft vermißt wird.“ *) Oft sprach sie mit Goethe über Kunstfragen, und wie er sie in Sachen Rembrandts zu belehren wußte, das ist uns trefflich überliefert. „Verwichenen Sonnabend“, erzählt Wieland am 27. August 1778 in einem Briefe an Merck, „fuhren wir zu Goethen, der die Herzogin auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zustande gebracht,**) zu regalieren. Wir speisten in einer gar holden kleinen Einsiedelei . . . wir tranken eine Flasche Johannisberger Sechziger aus, und wie wir nun aufgestanden waren und die Tür öffneten, siehe, da stellte sich uns durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisierten dichterischen Vision

*) Kobell an Knebel, 26. August 1788.

**) Damit sind die neuen Parkanlagen gemeint; die Einsiedelei ist das Borkenhaus Karl Augusts.



Goethes Garten an der Ilm.

Von Paul Hain.

als einer Naturszene ähnlich sah. Das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrandts Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel. Die Herzogin war davon entzückt wie wir alle.

„Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtischer Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen und die nun durch die dazwischen herum wandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen."

Die Musik war zu Amaliens Zeiten in Thüringen noch eine Volkskunst. Noch gingen die Volkslieder von Mund zu Mund, noch waren die Choräle in Text und Ton den Leuten herz- und mundgerecht und erschollen kräftig in den Kirchen, eben hatte Gellert einen reichen Schatz geistlicher Lieder hinzugefügt; noch waren auch sehr viele Bauern und Handwerker der Musikinstrumente kundig und wohl fähig, in Adjuvantenchören den Gottesdienst zu verherrlichen und bei Tanzmusiken dem jungen Volke die Glieder beweglicher zu machen. In einzelnen Dörfern vererbte sich auch das Orgelspiel in gewissen Bauernhäusern vom Vater auf den Sohn; anderwärts lebten die Organisten und Kantoren in nächster Nähe der hohen, heiligen Kunst. Johann Sebastian Bach war ein Eisenacher Landeskind gewesen und hatte ein Jahr die Violine in der Hofkapelle zu

Weimar und dann neun Jahre die Orgel in der Hofkirche gespielt; schon sein Großvater Christoph Bach war Organist und Stadtmusikus in Weimar gewesen, Wilhelm Friedemann und Karl Philipp Emmanuel Bach waren in Weimar geboren. Als Amalie nach Thüringen kam, war noch ein Bach, Johann Ernst aus Eisenach, in Weimar Hofkapellmeister und er hatte in Thüringen noch so viele Stammes- und Berufsverwandte, daß „die Bache" soviel bedeutete wie: Stadtpfeifer, Berufsmusiker. Leistungsfähige musikalische Privatvereine gab es in den Fürstentümern mehrere; ein Beispiel war die „musikalische Gesellschaft der sämtlichen Beflissenen der Kaufmannschaft zu Eisenach," die am 24. des Weinmonats 1763 zu Amaliens Geburtstag eine ‚Kantate' untertänigst glückwünschend aufführte und den Text, auf Seide mit Goldborte gedruckt, der Fürstin überreichte.*)

Eine Hofkapelle hatten die weimarischen Fürsten von alters her.**) Herzog Ernst August, der selber die Gambe und Laute vortrefflich spielte, besoldete zwei berühmte Lautenisten, Baron und Falkenhagen; in höherem Alter unterhielt er freilich nur noch eine „Jagd- und Bockpfeifer-Bande". Sein Sohn, Amaliens Gatte, bildete eine neue Hofkapelle, als deren Leiter er seinen Musiklehrer, den eben genannten Johann Ernst Bach, mit nach Weimar nahm. Er brachte ungefähr zwanzig Mann zusammen, worunter der Hoforganist, Geiger und Bürgermeister Vogler, den Johann Sebastian

*) Nr. 96 in der Ausstellung, die die Großh. Bibliothek zu Weimar im April 1907 veranstaltete.

**) Die nächsten Sätze nach Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863, II. Bd. S. 255 ff.

Bach seinen besten Schüler genannt hat, der trefflichste war. Nach des Herzogs Tode zog sich Bach wieder nach Eisenach zurück, und Ernst Wilhelm Wolff, aus einem gothaischen Dorfe stammend und in Jena vorgebildet, wurde sein Nachfolger. 1761 als Sechsundzwanzigjähriger wurde er zum fürstlichen Konzertmeister ernannt; der Herzogin erteilte er Unterricht im Klavierspiel und in der Komposition, 1772 wurde er Hofkapellmeister. Einige Operetten, die er komponierte, sind früher genannt; auch Wielands ‚Alceste' komponierte er, ohne jedoch Schweitzer zu übertreffen; auch als Schriftsteller trat er auf. Als Konzertmeister wurde Karl Gottlieb Göpfert sein Nachfolger, einer der berühmtesten Geigenspieler jener Zeit. Von Göpferts Schülern wurde der aus Weimar stammende Johann Friedrich Kranz ein vortrefflicher Musiker; Karl August schickte ihn 1781 nach Italien, und auch Amalie trug zu den Kosten dieser Studienreise erheblich bei; 1789 wurde er neben Göpfert zweiter Konzertmeister. „Ein gar gutes Geschöpf von einem großen, tüchtigen Bengel" nannte ihn Wieland,*) und wenn Herzogin Amalie die geliebte Frau Rat Goethe in Frankfurt bewegen wollte, endlich einmal nach Weimar zu kommen und ihren schwermütigen Mann allein zu lassen, so versprach sie ihr: „Kranz soll zu ihm und soll ihm was vorgeigen, daß es eine Art und Muster hat."**) Als Flötist zeichnete sich der ehemalige Theologe Johann Friedrich Steinhardt aus, als Hornist Johann Gottlob Hey, als Harfenist Zahn; unter den übrigen Musikern lebte Johann Heinrich Petersilie in seiner hübschen Tochter fort,

*) An Frau Rat Goethe, 10. Dezember 1777.

**) An dieselbe, 4. November 1778.

die Goethe, der sie recht gern sah, von ihrem Peter befreite und Silie taufte; sie war Schauspielerin und wurde später die Gattin eines Schauspielers Unzelmann.

Zur Hofkapelle gehörten aber namentlich auch die Vokalisten. Es waren im Jahre 1777: Madame Karoline Wolffin, Madame Friederike Steinhardtin, Demoiselle Maria Salome Philippine Neuhaus, Demoiselle Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter und der Bassist Johann Adam Aulhorn; als Tenorist half Heinrich Seidler aus, der im Hauptamt Oberkonsistorialsekretär war. Er war ein Sohn des früher genannten ersten Prinzenerziehers, ein Oheim der später bekannten Malerin Luise Seidler. Von den genannten Sängerinnen war die Wolffin Tochter des berühmten preußischen Konzertmeisters Benda und Gattin des vorhin genannten Kapellmeisters Wolff, zugleich auch Kammerfrau der Herzogin. Die Steinhardtin war Gattin des genannten Flötisten; die Neuhaus kam auch aus einer Musiker- und Schauspielerfamilie; sie war ein graziöses Geschöpf mit lieblichem runden Gesicht. Aber alle andern überstrahlte Corona Schröter.

Goethe hatte sie von Leipzig, wo er sie schon als Student mit gleichem Entzücken gehört und gesehen hatte, 1776 geholt, damit sie im weimarischen Liebhabertheater als Berufssängerin und -schauspielerin die schwierigen Rollen spiele. Sie war damals 25 Jahre alt; ihr Wuchs war schlank, ebenmäßig und voll; ihre Gesichtsfarbe ein wenig bräunlich, die Lippen rot und schwellend, die Augen groß und süß. Man verglich sie gern mit antiken Statuen und sah sie gern in deren Gewändern; auch bewegte sie selber sich gern im Iphigenien-

kleide, selbst auf der Straße. Karl August und Goethe verliebten sich schnell in „die schöne Crone“; sie war herzlich gut mit ihnen, aber sie blieb auch bei solchen Bewerbern sittsam und tugendhaft, denn sie war selber von sinnlichem Begehren frei und hätte ihrer ständigen Begleiterin, der dicken Wilhelmine Probst, zu ihrem Schutze nicht bedurft. Wieland schildert 1778 in einem Briefe an Merck, wie er auf einem Spaziergange im entstehenden Parke den Herzog getroffen, dann Goethe und die Schröterin, „die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsen aussah“. „Die Dinge wollen schlechterdings g e s e h e n sein,“ fährt Wieland fort, an allerlei herumschweifendes Geklatsch denkend. „So wie Du mit Deinen Augen den Herzog, Goethen, die Schröterin und ihre dicke Cypassis, die ihr zur Folie dient, in vorbesagter Felsenszene an der Ilm, die dort einen Fall hat, dem ‚Stern‘, Goethens Garten und einem lieblichen bis nach Belvedere sich hinabziehenden Wiesental gegenüber gesehen haben würdest, notabene so offen unter Gottes Himmel und in den Augen aller Menschen, die da vom Morgen bis in die Nacht ihres Weges vorübergehen, so würde und müßte Deine Seele Wohlgefallen dran haben und Du würdest einer ganzen Welt, die was dagegen hätte, ins Gesicht speien.“ — „Es ist gut, daß die Schröter ziemlich gehalten und widerstehend ist,“ schreibt 1781 der junge Schweizer Tobler, der sich gern, rasch und heftig verliebte, an seinen väterlichen Freund Lavater; „Sie ist etwas kalt, aber wahr, froh, wohltuend.“

Auch durch ihre geistige Bildung ragte Corona aus den



Corona Schröter.

Nach ihrem Selbstporträt im Goethe-National-Museum.

Berufsverwandten hervor; sie komponierte artig, malte recht gut — auch sie war in Leipzig eine Schülerin Ösers gewesen — und erteilte vortrefflichen Unterricht.

Die erste Aufgabe dieser Hofkapelle war der Vortrag von kleinen und großen Konzerten. So sangen und spielten sie im Jahre 1780 ein Oratorium von Hasse, und von Händel das ‚Alexanderfest' und den ‚Messias'. Aber Herzogin Amalie ließ die Corona auch herbeirufen, wenn sie Rousseaus neue Lieder gern hören oder einen Gast damit erfreuen wollte, und namentlich bedurfte sie bald des einen oder anderen Musikers, um gemeinsam zu üben oder in Orchesterwerke einzudringen. Sie selber beherrschte ihr Hammerklavier und die Laute, vielleicht auch die Harfe; zuweilen konnte sie tagelang ganz in Musik versinken. Als sie im Hochsommer 1779 die Gräfin Bernstorff und deren Geschäftsführer Bode, der ja in seiner Jugend ein armer Musikus gewesen war, auf Ettersburg bei sich hatte, stürzte sie sich nach Wielands Ausdruck tête baissée in die Musik, dergestalt, daß Kranz mit noch ein paar Kammermusizis drei Wochen lang Tag und Nacht in Ettersburg residieren mußte und da geklimpert, gegeigt, geblasen und gepfiffen wurde, daß die Engel im Himmel ihre Freude daran hatten.*)

Den größten Wert hatte die Hofkapelle jedoch dadurch, daß sie den festen und bleibenden Halt für alles Theaterspiel abgab. Nur sie ermöglichte die Aufführung von Operetten und Opern durch die Truppen der Theaterunternehmer; ihre Sänger und Sängerinnen waren ferner nicht bloß Tanz=

*) Wieland an Merck, August 1779.

meister und Kammerfrauen im Nebenamt, sondern sie übernahmen auch die schwierigen Rollen, zunächst in der Operette und Oper, dann aber auch in der Posse und im ernsten Schauspiel. Ohne den Komiker Aulhorn wäre mancher Scherz nicht aufführbar gewesen, ohne Corona Schröter kein ernstes Werk mit einer großen weiblichen Rolle.

Amaliens Musikliebe war so stark, daß sie zu eigenem Komponieren sich zuweilen getrieben fühlte; sie schuf 1776 Melodiën zu Goethes ‚Erwin und Elmire', also auch zu dem bekannten Liede „Ein Veilchen auf der Wiese stand"; ihre Melodie ‚Zaydens Schmerz bei ihres Mohren Klagen' hörten wir schon von Wieland rühmen; auch sonst schuf sie manches Stück. Es war keine sehr neue oder sehr große Musik, aber auch wir Heutigen hören sie noch mit Vergnügen, zumal wenn Kundige sie auf altertümlichen Instrumenten vortragen. Es ist die heitere, fröhliche Musik des achtzehnten Jahrhunderts: man spaziert dabei in einem welschen Garten zwischen Boscagen, kunstvoll geschnittenen Bäumchen und zierlich ausgelegten Blumenbeeten, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen flickert und blitzert; man begegnet eleganten ‚Chapeaus' in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und koketten ‚Schäferinnen', die mit graziösen Komplimenten einander begrüßen.*)

Ein hübsches Bild aus der Musikstube der Herzogin Amalie ist von der schon genannten Henriette v. Egloffstein

*) Die Gelegenheit, Kompositionen Amaliens zu hören, bot uns am 10. April 1907 der Verein Frauenbildung-Frauenstudium zu Weimar; Dr. Aloys Obrist leitete den Vortrag eines Liedes (‚Das Veilchen') und eines Divertimento (Klarinette, Viola, Violoncello, Hammerklavier).

gezeichnet, die 1787 als blutjunges Mädchen nach Weimar kam.*)

„Kaum hatte die Herzogin vernommen, daß ‚eine Stimme des Wohllauts in mir wohne‘, so sandte sie ihren Kammersänger Grave zu mir, damit diese Naturgabe durch einen vorzüglichen Meister ausgebildet werden möchte. Der laute Beifall des Künstlers belehrte mich nun erst von der seltenen Reinheit, von dem Umfang und der Kraft meiner Stimme, die sich bei seinem vortrefflichen Unterricht immer mehr entwickelte und ihn selbst so sehr begeisterte, daß er der Herzogin die Versicherung gab, es könne eine zweite Mara aus mir werden.

„Sie bestand nunmehr darauf, mich singen hören zu wollen, und da meine Ängstlichkeit ihr nicht entging, bestimmte sie einen Abend dazu, an welchem Niemand bei ihr vorgelassen werden sollte als ich und Grave. Dieser sprach mir Mut ein, den ich allerdings gar sehr bedurfte, und wählte unter den Arien, die ich nach seiner Methode bereits einstudiert hatte, den bekannten rührenden Gesang der Sonnenjungfrau Cora, von Naumann komponiert. Als der Moment herbeikam, wo ich, von Grave auf dem Fortepiano akkompagniert, singen sollte, führte mich die Herzogin liebkosend an's Instrument und setzte sich dann so, daß ich sie nicht sehen konnte, was meine Beklommenheit unendlich erleichterte und als Beweis dienen kann, wie sehr meine Beschützerin auf die Lagen und Zustände der Individuen, mit welchen sie verkehrte, Rücksicht nahm und solche zu erleichtern verstand.

„Fünfundvierzig Jahre sind seit jenem Augenblick vergangen, und noch steht die ganze Umgebung von damals mir deutlich vor Augen. Das einfache, liebe grüne Zimmer der Herzogin, nur schwach beleuchtet, schwamm in traulichem Halbdunkel vor meinen Blicken, wenn ich sie vom Notenblatt erhob, während Grave das lange Ritornell der Arie spielte. Und als die letzten Töne desselben verhallten, begann ich mit zitternder Stimme:

Darf ich nicht zu klagen wagen?
Darf ich Arme, jung und schwach,
Sagen, hören ohne Zagen,
Was dein Mund so grausam sprach?

*) Mitgeteilt von Wahle im ‚Goethe-Jahrbuch‘. 1891.

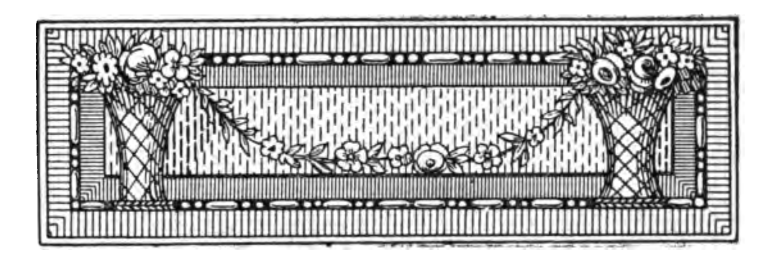
Ach, mein Herz kennt die Gefahren,
Kennt die Heiligkeit der Pflicht,
Aber dieses Herz verwahren,
Ach! das kann, das kann ich nicht!

„Diese klagenden Worte paßten so wunderbar auf den Zustand, in welchem ich mich eben befand, daß sie, verbunden mit der einfachen, rührenden Komposition, den lebhaftesten Eindruck auf die feinfühlende Herzogin machten. Sie überhäufte mich mit Liebkosung und Lob, das aus dem bewegten Herzen strömte, und versicherte, nie etwas gehört zu haben, das so harmonisch auf ihre Empfindung eingewirkt als der Gesang, der für meine momentane Lage, für mein Alter und meine jugendliche Stimme wie gemacht war. Letztere wurde ebenso sehr gepriesen als die Methode des Meisters, der in kurzer Zeit mich über alle Erwartung gefördert und einen Grund gelegt hatte, auf welchem nur fortgebaut werden dürfe, um eine große Sängerin aus mir zu machen.

„Einige nachfolgende, mit mehr Sicherheit vorgetragenen Arien gaben der hohen Zuhörerin diese Überzeugung. Das kleine Konzert, welches mit einem schönen italienischen Duett zwischen mir und Grave endigte, schien die Herzogin über jeden Ausdruck ergötzt zu haben, und es wurden mir neue Lobsprüche erteilt, aber mein Lehrer bemerkte, die italienische Aussprache sei mir so geläufig, daß er selbst noch von mir lernen könnte. Ich mußte erzählen, durch welchen Zufall ich eines solchen ausgezeichneten Unterrichts in jener Sprache teilhaftig geworden, und wurde aufgemuntert, mich ferner darin zu üben, wozu die Bibliothek der Fürstin mir behilflich sein würde, wie der Bibliothekar Jagemann, dem ich besonders empfohlen werden sollte.

„Berauscht von Freude über den günstigen Erfolg dieses Abends verließ ich die teure Fürstin und ruhte wie ein siegreicher Held auf den errungenen Lorbeeren."





Siebentes Kapitel.

Theaterspiel.

Als der Schloßbrand von 1774 die Seylersche Gesellschaft nach Gotha vertrieben hatte und als dann nach Karl Augusts Regierungsantritt die verjüngte Hofgesellschaft nach neuem Vergnügen ausschaute, da bedurfte es nur noch Goethes Hinzutreten zum Gedeihen eines „Gesellschaftstheaters“ oder „Liebhabertheaters“, wozu schon vor seiner Ankunft Neigung und Anfang vorhanden war. Goethe, auch hierin der Bruder seines ‚Wilhelm Meisters‘, brannte darauf, selber zu spielen, selber zu dirigieren, die Bühne vom Schlechten zu reinigen, die dramatischen Werke zu erhöhen. Der Herren und Damen waren nicht wenige um ihn herum, die zum Einüben der Rollen, zum Proben, zum Agieren auf den Brettern und zum Kokettieren bei allen diesen Gelegenheiten Lust und Talent genug hatten. Vor den Berufskomödianten hatten sie eine feinere Lebensart und bessere Bildung voraus, und zu höheren Anforderungen, als sie Dilettanten erfüllen konnten, war das Publikum durch die

Berufsschauspieler noch nicht verwöhnt, denn die Eckhof, Schröder, Beck, Brockmann und Reinicke waren doch erst neue Erscheinungen unter dem Komödiantenvolk.

Zeitvertreib und Vergnügen suchten diese weimarischen Liebhaberschauspieler vor allen Dingen; aber woran auch immer Menschen höherer Art sich beteiligen: es wird etwas Höheres daraus. Und wenn gar ein Goethe diesen Spaß mitmacht und leitet, so steigt die Gesellschaft schon in ein paar Jahren von allerlei Possen zur Uraufführung der ‚Iphigenie' empor. Goethe war hier jedoch nicht bloß der Gebende, sondern auch er empfing und lernte reichlich. Die Lehrlingszeit in Theatersachen hatte er schon hinter sich, aber bessere Gesellenjahre konnte er nirgends durchmachen als hier, wo er dichten, einlernen, dirigieren, spielen, ja sich um jedes Drum und Dran kümmern mußte, weil es bei lauter Dilettanten an allen Ecken und Enden zu hapern pflegt. Es war keine schlechte Bühnenschule dort,

Wo selbst der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Not die Lichter putzen muß.*)

Dies Liebhabertheater von 1775—1783 war die notwendige Vorübung zum stehenden Hoftheater Karl Augusts und Goethes, das seit 1791 Jahr für Jahr und bis heute des Herrlichen die Fülle bietet. Und woher hätte Goethe, der stets der Anregungen so sehr bedurfte, Lust und Ausdauer zur ‚Iphigenie', zum ‚Tasso', zum ‚Egmont' genommen, wenn er nicht selber an einem Theater innerlich und äußerlich be-

*) Diese und die nachfolgenden Verse aus Goethes Gedicht ‚Auf Miedings Tod'.

teiligt gewesen wäre? Woher sein sicheres Urteil über das auf der Bühne Mögliche, Passende und Wirksame? Woher das Publikum, das für seine Darbietungen langsam reif wurde? Oft ist der Dilettant der Gelegenheitsmacher für das Genie.

Das Liebhabertheater, von dem wir reden, bestand eigentlich nicht, sondern wurde immer erst aufgeschlagen, wenn die Herrschaften spielen wollten. Entweder im Freien zu Ettersburg oder Tiefurt oder im Saale zu Ettersburg oder im Redoutengebäude, das der Gastwirt und Bauunternehmer Anton Georg Hauptmann 1775 an der Esplanade gebaut hatte. Oft ging es dann Hals über Kopf:

Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll:
Ist's Türk, ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann, froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, je mehr er euch verschnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gärung deutet auf ein Fest.

Der wichtigste dieser Handwerker- und Krämergehilfen aber war der Ebenist, d. h. Drechsler und Schreiner Mieding; er übernahm alle Arbeit, an die sich niemand sonst herantraute, und brachte alles fertig, wenn auch erst in letzter Minute, so daß sein Hammerschlag manchmal noch in das musikalische

Vorspiel hineinklopfte. „Direktor der Natur" nennt ihn Goethe:

Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt,
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht . . .

All' diese Kunst gab Mieding um ein Billiges. Er bekam für das Aufbauen und Abreißen der Bühne jedesmal 3 Taler 12 Groschen; außerdem für jede Vorstellung, der er beiwohnen mußte, 1 Taler. Wieviel er sonst berechnete, ersieht man aus den Posten für den ‚Triumph der Empfindsamkeit':

Eine Stellage zu einer Laube mit Gehäuse . .	6	Tlr.	—	Gr.
Oben darauf eine Maschine zum Mondschein mit Hülsen zum Drehen und zwei Flügel . . .	3	„	—	„
Eine Stellage mit 4 Kurbeln zu einem Wasserfall	3	„	12	„
5 St. Kasketts mit Federbüschen wie ein Helm gemacht	7	„	12	„
3 Tamburins mit Schellen	2	„	—	„
Eine Puppe in Lebensgröße	2	„	12	„
7 St. Dolche mit Scheiden, groß und klein .	3	„	11	„

Die Haartour der Puppe kostete noch 2 Taler und das Werg, mit dem sie ausgestopft war, 7 Groschen.

Arrangement und Direktion dieser Vorstellungen hatten die Herzogin, Goethe und Seckendorff, bei den französischen Vorstellungen war Graf Putbus der Direktor und feinste Darsteller. Theatermaler waren Öser und Kraus, zumeist Kraus; Komponisten und Kapellmeister: die Herzogin, Corona Schröter, Seckendorff, Wolff, Kranz; Theaterdichter: Goethe,

Seckendorff, Einsiedel, Bode, und Schauspieler waren alle Mitglieder der Hofgesellschaft und Beamtenschaft, die deklamieren, singen oder tanzen konnten. Von der fürstlichen Familie spielten, jedoch sehr selten, Herzogin Amalie, Herzog Karl August und Prinz Konstantin mit; also nur die Herzogin Luise schloß sich ganz aus. Von der Hofgesellschaft waren namentlich die Damen v. Göchhausen, Emilie v. Werthern, Frl. v. Wöllwarth, Frl. v. Koppenfels Frl. v. Ilten und die Herren v. Einsiedel, v. Knebel, v. Wedel, v. Schardt, v. Lyncker, beide v. Seckendorff, v. Staff, v. Luck beteiligt; namentlich aber halfen auch Bertuch, Kraus und Musäus. Von den Mitgliedern der Hofkapelle waren wichtige Spieler: Aulhorn, Steinhardt, Seidler und die Damen Wolff, Steinhardt, Neuhaus, Schröter und ihre Freundin Probst.

Von Goethes Spiel sagt die Überlieferung, daß es sehr leidenschaftlich und ungestüm und dabei doch etwas steif gewesen sei; er soll nicht immer gut gelernt haben, aber wenn er den Text nicht weiter wußte, half er sich durch Extemporieren, was freilich auch die Mitspielenden vor schwere Aufgaben stellte. In seinen ‚Geschwistern‘ gab er den Liebhaber so natürlich, daß man ihm eine wirkliche Liebe zu seiner Partnerin, Malchen Kotzebue, zuschrieb. Auch deren Bruder, der nachmals so berühmte Theatermann, kam einmal als Knabe mit auf diese Bühne. Knebel zeichnete sich durch seine ansehnliche Gestalt, seine schöne Stimme und pathetische Deklamation aus. Einsiedel spielte Charakterrollen. Musäus war für das Niedrigkomische wie gemacht, auch Bertuch eignete sich zum Komiker, und der Ballettmeister Aulhorn verstand sich auf Hanswurstkapriolen. Unter den Damen war die un-

scheinbare Göchhausen eine der geschicktesten; Corona Schröter aber war die allgemeine Augenlust, und sie zu schmücken wurde nicht gespart. Im ‚Triumph der Empfindsamkeit', dessen Aufführung im ganzen 398 Taler kostete, trug sie ein Kleid für 66 Taler 8 Groschen. Ihre schöne Rede und ihr Gesang stimmten mit ihrer Erscheinung harmonisch zum Einklang. Als Goethe dem wackeren Mieding nach seinem Tode öffentlichen Dank nachrief, bedachte er, daß Corona unter den Darstellern gleichfalls unersetzlich wäre, und mit Miedings Ehrung verflocht er den Dank an sie:

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie,
Wir sind erhört, die Musen senden sie!
Ihr kennt sie wohl. Sie ist's, die stets gefällt:
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt,
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Eine solche schöne und süße Heldin war namentlich auch in den ‚Maskenzügen' und ähnlichen festlichen Veranstaltungen verwendbar, mit denen die dramatischen Aufführungen manchmal abwechselten. Weil sie ihn zuerst dar-

stellte, spricht in Goethes Epiphaniasliede der erste der heiligen drei Könige so seltsam:

Ich Erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Spezerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen mir erfrei'n."

Von Goethes Dichtungen wurden die folgenden aufgeführt:

1776 24. Mai, Weimar: ‚Erwin und Elmire'. Musik von Herzogin Amalie. (Das Stück war mit anderer Musik schon früher in Frankfurt gespielt worden.)
4. Juni: ‚Erwin und Elmire'.
10. Juni: ‚Erwin und Elmire'.
10. September: ‚Erwin und Elmire'.
21. November, Weimar: ‚Die Geschwister'. Ur-Aufführung.
21. November: ‚Erwin und Elmire'.
6. oder 30. November: ‚Die Mitschuldigen.' Ur-Aufführung. ‚Erwin und Elmire'.

1777 9. Januar: ‚Die Mitschuldigen'.
30. Januar: ‚Lila'. Ur-Aufführung.
26. (?) Februar: ‚Erwin und Elmire'. ‚Lila'.
1. März: ‚Erwin und Elmire'.
3. März: ‚Lila'.
30. Dezember: ‚Die Mitschuldigen'.
Im Dezember: ‚Jahrmarktsfest von Plundersweilern'.

1778 30. Januar: ‚Triumph der Empfindsamkeit'. Ur-Aufführung.
10. Februar: ‚Triumph der Empfindsamkeit'.
23. Februar: ‚Erwin und Elmire'.
27. Februar: ‚Erwin und Elmire'.
20. Oktober, Ettersburg: ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern'. Mit Kompositionen von Herzogin Amalie und Andern.
6. November: Dasselbe.

1779 6. April: ‚Iphigenie'. Ur-Aufführung (in Ettersburg).
12. April: ‚Iphigenie'. Zweite Aufführung (in Weimar).
20. Mai, Ettersburg: ‚Die Laune des Verliebten'. Ur-Aufführung. Mit Liedereinlagen von Seckendorff.
3. Juni: ‚Jahrmarktsfest von Plundersweilern'.
13. Juni, Ettersburg: ‚Proserpina'. Ur-Aufführung.
12. Juli: ‚Iphigenie'.

1780 30. Januar: ‚Iphigenie'.
2. Februar: ‚Ein Zug Lappländer'. Maskenzug.
6. April: ‚Iphigenie'.
12. Juli: ‚Jery und Bätely'. Ur-Aufführung.
28. Juli: ‚Jery und Bätely'.
18. August, Ettersburg: ‚Die Vögel'. Ur-Aufführung.
24. November: ‚Jery und Bätely'.

1781 6. Januar: ‚Epiphaniaslied'. Erste Aufführung.
30. Januar: ‚Iphigenie'.
2. Februar: ‚Ein Zug Lappländer'. Ur-Aufführung.
6. Februar: ‚Iphigenie'.
16. Februar: ‚Aufzug des Winters'. Ur-Aufführung.
2. März: ‚Aufzug des Winters'.
24. Dezember: ‚Das Neueste von Plundersweilern'. Ur-Aufführung.

1782 30. Januar: ‚Der Geist der Jugend'. Pantomimisches Ballett mit Gesang und Gespräch. Ur-Aufführung.
8. Januar: ‚Das Neueste von Plundersweilern'.
31. Januar: ‚Der Geist der Jugend'.
1. Februar: ‚Die weiblichen Tugenden'. Maskenzug.
4. Februar: ‚Das Neueste von Plundersweilern'.
6. Februar: ‚Der Geist der Jugend'.
8. Februar: ‚Aufzug des Winters'.
12. Februar: ‚Aufzug der vier Weltalter'. Ur-Aufführung.
22. Juli zu Tiefurt: ‚Die Fischerin'. Ur-Aufführung.
13. September zu Tiefurt: ‚Die Fischerin'. Zweite Aufführung.

1784 30. Januar: ‚Planetentanz'. Maskenzug. Ur-Aufführung.

Von den übrigen weimarischen Dichtern lieferte Hildebrand v. Einsiedel den

‚Arzt wider Willen', nach dem Französischen. 20. Oktober 1778.

‚Die Zigeuner', ein Waldstück für Ettersburg, September 1780.

‚Das Urteil des Paris', 31. August und 3. September 1782 in Ettersburg.

Bode bearbeitete eine alte Posse:

‚Die Gouvernante', die in Ettersburg im Juli 1779 aufgeführt wurde; von ihm stammte auch die deutsche Übersetzung und Bearbeitung des sehr beliebten ‚Westindiers' von Richard Cumberland, in der er auf Ettersburg selber mitspielte.

Von Siegmund v. Seckendorff waren:

ein Dramolett ‚Das Kloster', zum Luisenfest im Park am 9. Juli 1778,

‚Kallisto', ein Trauerspiel, 26. Mai 1780,

‚Minervens Geburt, Leben und Taten', ein Schattenspiel, aufgeführt in Tiefurt an Goethes Geburtstage 1781,

‚Das Urteil des Midas', ein Schattenspiel, am 20. und 29. November 1781.

Von auswärtigen deutschen und ausländischen Dichtern oder Komponisten waren namentlich nachfolgende Schauspiele und Possen:

‚Minna v. Barnhelm' von Lessing,

‚Der Postzug' von Kornelius v. Ayrenhoff,

‚Der Hofmeister' von Lenz,

‚Der Edelknabe' von Engel,

‚Der Vormund' von Iffland,

‚Der Spieler' von Iffland,

‚Geschwind, eh man's erfährt' von Bock,

‚Die sehende Blinde', nach dem Französischen von Le Grand,

‚Der poetische Landjunker', nach dem Französischen von Philipp Destouches,

‚Das grüne Vögelchen', nach dem Italienischen des Grafen Gozzi
‚Die glücklichen Bettler' desgl.

Außerdem die Operetten und Opern:

‚Das Milchmädchen' von Duni,
‚Der Faßbinder' von Monsigny,
‚Die heimliche Heirat' von Cimarosa,
‚Robert und Kalliste' von Guglielmi,
‚Der Barbier von Sevilla' von Paisiello.

In französischer Sprache wurden aufgeführt:

‚Nanine' von Voltaire,
‚Glorieux' von Destouches,
‚Le joueur' von Fr. Regnard,
‚Les deux avares', ‚La comédie sans acteurs', ‚Le tambour nocturne', ‚Les enfants trouvés', ‚L'entêté'.

In diesen Stücken waren neben dem Grafen Putbus der Oberstallmeister v. Stein und der Oberkonsistorialpräsident v. Lyncker die wichtigsten Akteurs.*)

Das ist eine bunte Gesellschaft von Stücken! Auch die in Weimar selbst entstandenen sind von sehr verschiedenartigem Wert. Einige sind nur grob hingeworfene Possen und Parodien, über Studentenmimiken kaum hervorragend; teils sind es harmlose, teils satirische Scherze auf Kosten eines Wohlbekannten. Zu den harmlosen Spielen gehörte ‚Die Gouvernante', worüber Herzogin Amalie an Merck berichtet:**)

„Die Gräfin Bernstorff hat die Probe des Theaters ausgestanden, Bode der dramatischen Dichtkunst ... Ich selbst habe mich produziert,

*) Um die Feststellung des hier skizzierten Repertoires haben sich Schöll und Burckhardt am meisten bemüht. Ich folge namentlich Burckhardts Aufsätzen und Gräfs Angaben in ‚Goethe über seine Dichtungen'.

**) 2. August 1779.

doch sind wir ziemlich mit Ehren davongekommen. Bode staffierte nämlich aus einem ganz alten Stücke ‚Die Gouvernante' ein neues, ganz artiges und sehr komisches kleines Theaterstück zusammen. Er selbst spielte die Gouvernante sehr gut, Wedel einen sehr komischen Liebhaber, der Regierungsrat Schardt seinen Bedienten, die Gräfin Bernstorff, Thusnelde, ich und die kleine Schardtin machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stückes, und ihren Zöglingen dadurch, alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieses alles hielten wir nun sehr geheim, und an einem schönen Nachmittag ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn Seckendorff und Goethe herauskommen, und wir spielten zum großen Gaudium aller Anwesenden."*)

Bösartiger war Einsiedels, des sonst so gutmütigen, ‚Orpheus und Eurydice'. Hatte sich der junge Goethe an Wielands ‚Alceste' vergangen, so mußte man ihm zugestehen, daß er von Frankfurt aus die Bedeutung dieses Werkes nicht sehen konnte und deshalb auf eine Nebenfrage, Wielands Verhalten zu Euripides, geraten durfte. Aber hier in Weimar mußte man besser unterrichtet sein und auf Wielands Verdienste größere Rücksicht nehmen. Trotzdem wagte Einsiedel eine Travestie der ‚Alceste'. Die Herzogin Amalie gab die Alceste, Wedel den Orpheus, auch Seckendorff, von dem die musikalischen Teile herrührten, spielte mit. Ein Beispiel für die Travestierung: im Original singt Alceste beim Abschied von ihrem Gemahl eine rührende Arie:

Weine nicht, du meines Herzens
Abgott! Gönne mir im Scheiden
Noch die süßeste der Freuden,
Daß mein Tod dein Leben ist.

*) Mit Absicht berücksichtigen wir die Berichte Falks und Böttigers über Vorstellungen dieses Liebhabertheaters nicht. Geschichten, die durch verschiedene Mäuler hindurchgegangen sind, sind keine Geschichte mehr.

Hier wurde die Stelle mit Posthornsignalen begleitet! Alceste stieg dann mit ihrem Hofstaate in einen Postwagen, um nach dem Orkus zu fahren! Pluto und das ganze Personal der Unterwelt waren Karikaturen und empfingen die Ankommenden mit lächerlichen Zeremonien; Herkules in Riesengestalt, von Goethe dargestellt, führte die Alceste auf die Oberwelt zurück, wo ihr Gemahl in krampfhaften Zuständen sich gebärdete. Dem Stücke ging ein Vorspiel voraus, in dem der Autor der Travestie den Plan zu seinem Stücke bespricht und entwirft; er beschreibt mit einer Riesenfeder, die vom Hintergrund des Theaters bis an die Soffiten reichte, eine große Menge Papier: eine Anspielung auf Wielands Produktivität. Dabei plaudert er mit seinem Diener, natürlich auch auf Kosten Wielands.*) Man hatte diesen, der vom Inhalt des Stücks nichts ahnte, eingeladen; es ging ihm aber doch über den Spaß, sein Lieblingswerk so entstellt zu sehen; er lief aus dem Saale, man konnte ihn nur mit Mühe besänftigen und bewegen, daß er zum Essen blieb. Noch nach vierzehn Tagen schrieb er an Merck: „So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham.“ So hatte es die Herzogin freilich nicht gemeint. „Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll“, hatte sie an denselben Darmstädter Freund geschrieben, „so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen“.

*) Dies nach Burkhardt, Kritische Bemerkungen zu Goethes Biographien, ‚Grenzboten‘ 1873, II, 14.

Ganz anderen Wert hatten schon Goethes Possen; sie fanden auch den allergrößten Beifall. Über das ‚Jahrmarktsfest in Plundersweilern' berichtete die Göchhausen voller Freude an des Dichters Mutter:

„Also den 20. Oktober dieses mit Gott hinschleichenden Jahres [1778] trug sich zu, daß auf dem hiesigen neuerbauten Ettersburgischen Theater der ‚Médecin malgré lui', von Einsiedeln übersetzt, und das ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' zu großem Gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer hier aufgeführt wurde. Drei ganze Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf [Goethe], Kraus usw. purzelten immer übereinander her, ob der großen Arbeit und Fleißes.

„Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sind, wird Ihnen in einer Kopie, in's kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszuputzen. O, hätten Ihnen Wünsche nur auf die paar Stunden zu uns zaubern können!

„Unter den Zuschauern befand sich die Erbprinzeß von Braunschweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unserm Guckelspiel bezeugte. Nach der Komödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchem sich die hohen Herrschaften sämtlich (außer unserer Herzogin) empfahlen. Uns Komödiantenpack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis zum hellen, lichten Morgen dauerte. Und Alles war lustig und guter Dinge.

„Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe."

Nach der Beilage waren folgende die spielenden Personen:

Doktor: v. Einsiedel; Marktschreier: Goethe; Ahasverus: Musäus; Esther: Madame Wolff; Hamann: Goethe; Mardochai: Goethe; Tirolerin:

Mlle. Schröter; Pfefferkuchenmädchen: Frl. v. Wöllwarth; Amtmann: Bertuch; Frau Amtmannin: Mlle. Probst; Tiroler: v. Seckendorff; Nürnberger: Hofadvokat Schalling; Wagenschmeermann: Oberkonsistorialpräsident v. Lyncker; Zigeunerhauptmann: Steinhardt, erster Flötist bei der Hofkapelle; Zigeunerbursch: Oberkonsistorialsekretär Seidler; Bauer: Steinhardt; Bänkelsänger: v. Seckendorff; seine Frau: Madame Steinhardt; Milchmädchen: Mlle. Neuhaus; Mormottenjungen: die Hofpagen v. Lyncker und v. Todenwarth; Ochsenhändler: Kammerherr und Jagdjunker v. Staff; Schweinehändler: Kammerherr v. Luck; die Gouvernante: Frl. v. Göchhausen; das Fräulein: Frl. v. Koppenfels; der Pfarrer: Kraus; Hanswurst: Hoftanzmeister Aulhorn; Schattenspielmann: Aulhorn.

Dem beliebten Stück gab Goethe 1781 eine neue Folge mit seinem Gedicht ‚Das Neueste von Plundersweilern'. Er erzählt darüber selber:

„Herzogin Amalie hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß sie allen Personen ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder einzelne solche Gaben fand, die ihn teils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, teils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1781 verbanden sich mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres sein sollte, als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Über diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, soviel gestritten und gemeint, daß sich manches Neckische wohl zusammenfassen ließ und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von Plundersweilern in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person,

herein, begrüßte die Gesellschaft und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes rezitierte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter mit der Pritsche bezeichnete. Dieser Scherz gelang zur Ergötzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten."

Aulhorn, der die lustige Person machte, fügt noch etwas hinzu*), was die Szene deutlich macht: Das Bild war mit 14 Lichtern erleuchtet. Die Musik war im Saal nebenan.

„Die Kleidung des Geh.-Rat Goethens war: rote Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeisterswefte, dergleichen Manschetten, Chapeau und Halskrause, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perrücke. Als der Herzogin zu wissen getan worden war, daß Alles bereit sei, ging der Geheimrat Goethe mit mir, der ich die nämliche Kleidung an hatte als auf dem ‚Jahrmarkt zu Plunderweilern' und eine Maske vor dem Gesicht, der Herzogin entgegen. Er sagte ihr, er hoffte, Ihre Durchlaucht würde denen Vornehmen zu Plundersweilern die hohe Ehre nicht abschlagen, sie ein wenig im Vorbeigehen zu besuchen, da ihnen diese hohe Gnade an dem vorigen Jahrmarkt schon einmal widerfahren sei; doch ließe sich der dasige Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sei, Ihre Durchlaucht zu bewillkommnen, weil seine Glieder alle verheiratet seien und alle Kinder hätten und sich also des Vergnügens ohnmöglich berauben könnten, ihren kleinen Zöglingen heute Abend Heiligen Christ zu bescheeren. Derowegen hätten sie ihn armen Hagestolzen abgeschickt, Ihro Durchlaucht einzuladen."

Viel Vergnügen bereiteten auch ‚Die Vögel', Goethes Schwank nach Aristophanes. „Öser ist hier und gar gut," schreibt der Dichter an Charlotte am 14. Juni 1780, „er will in Ettersburg eine Dekoration malen, und ich soll ein Stück machen. Ich will es der Göchhausen diktieren, und wie ich's im Kopfe habe, soll's in zwölf Stunden (inklusive Essen und

*) In einem Briefe an Knebel, auf Befehl der Herzogin Amalie.

Trinken) fertig sein. Wenn's nur so geschwind gelernt und die Leute in's Leben gebracht wären! Ich will ‚die Vögel' nehmen, eigentlich nur die obersten Spitzen oder den Rahm abschöpfen, denn es muß kurz sein. So kommt noch die Torheit und macht uns zu schaffen! Tut nichts, es bringt doch die Menschen zusammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht ist, und bringt ihn von Tiefurt weg. [Prinz Konstantin litt eben an der Trennung von Karoline v. Ilten.]" Am 18. August erschienen ‚die Vögel' in Ettersburg; sie wurden von Personen dargestellt, die in natürlichen Federschmuck gekleidet waren; die Köpfe waren beweglich, ebenso die Flügel und Schwänze; der Uhu und die Eule konnten auch die Augen rollen. Wieland berichtete an Merck:

„Goethes Epops maximus cacaromerdicus wird Dir ohne Zweifel mehr als einen guten Augenblick gemacht haben, da Du das seltsame Ding, das bei der Vorstellung zu Ettersburg einen gar possierlichen Effekt gemacht hat, nunmehr mit Frau Aja schon gelesen haben wirst. Außer der mächtigen Freude, die der Herzog und die Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt hat, ist's auch für Goethens Freunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch soviel gute Laune im Sack hat."

Gewiß, diesmal hätte Goethe sich nicht zu entschuldigen brauchen, aber gern hörte man Corona den Epilog sprechen, der das Wort vom ungezogenen Liebling der Grazien zu einem geflügelten machte:

Der Erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise auf's Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogene
Liebling der Grazien.

Wenn unser Dichter, dem nichts angelegner ist,
Als euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In ein und anderem gesündigt hat,
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig seid, so werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war!
Auch ist er sich bewußt,
Mit soviel Gutmütigkeit und Ehrbarkeit
Des alten deklarierten Bösewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich eures Beifalls schmeicheln darf.
Dann bitten wir euch zu bedenken
— Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze —
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so ganz gemeßnem Maß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Von den Stücken, die im Freien gegeben wurden, hatte Goethes ‚Fischerin‘ den besten Effekt. Diese Operette war für Tiefurt gedacht und völlig auf die dortige Landschaft berechnet. Die Musik, und damit auch die erste Komposition des ‚Erlkönigs‘, war von Corona Schröter, die auch die Hauptrolle hatte. Die vornehmeren Zuschauer saßen in der Mooshütte, deren eine Wand abgehoben war; das Stück spielte zum Teil am Ufer der Ilm, zum Teil auf dem durch Fackeln und Lampen beleuchteten Flusse. Unter hohen Erlen waren Fischerhütten aufgebaut; Netze, Kähne und andere Fischergeräte

bezeichneten noch deutlicher die Personen. Auf Dortchens Herde brannte das Feuer. Die Wirkung des ganzen Stückes war nach Goethes eigener Erklärung auf den Moment berechnet, wo die Fischer, von Aulhorn und Seidler dargestellt, ihre Schleißen und Fackeln anzünden und sich mit den Lichtern am Flusse und in Kähnen auf dem Flusse verbreiten, um das vermißte Mädchen aufzusuchen. Die Zuschauer hatten den ganzen Fluß vor sich. Zuerst sah man nur wenige Fackeln in der Nähe sich bewegen. „Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne, dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte unter mancherlei Abwechslungen bis an das Ende des Stücks, da dann das ganze Tableau noch einmal aufloderte."

Der größte Tag aber, den dies Liebhabertheater erlebte, war der 6. April 1779, wo die ‚Iphigenie' zum ersten Male aufgeführt wurde. Es geschah auf Ettersburg; Iphigenie war Corona Schröter, Thoas: Knebel, Orest: Goethe, Pylades: Prinz Konstantin*), Archas: Seidler. Die musikalische Begleitung hatte Wolff gesetzt. Als die ersten Töne verklungen waren, trat Corona in griechischem Gewande hervor und sprach zum ersten Male:

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel
Des heiligen Hains, hinein in's Heiligtum

*) Bei einer Wiederholung übernahm der Herzog Karl August den Pylades.

Der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer,
Und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter euch verborgen,
Und immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn mein Verlangen steht
Hinüber nach dem schönen Lande
Der Griechen.
Und immer möcht' ich über's Meer hinüber,
Das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führet!
Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen,
Ihm schwärmen abwärts die Gedanken
Nach seines Vaters Wohnung,
An jene Stelle, wo die goldne Sonne
Zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß,
Hin, wo das Spiel der Mitgeborenen
Die sanften, liebsten Erdenbande knüpft.

Das ist noch nicht ganz die Iphigeniensprache, die wir mit Verehrung lieben, aber wir fragen doch, wie die ersten Zuhörer ergriffen wurden. Wenig Antwort erhalten wir. Nach zwei Menschenaltern bezeugte der berühmte Arzt Hufeland, der als Knabe dabei war: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orestes machte; man glaubte einen Apollo zu sehen.“ Bald nach der Aufführung schrieb Herzogin Amalie an des Dichters Mutter:

„Der dritte Feiertag [6. April] ist glücklich vorbeigegangen. . . Kurz darauf am 12. April ist es wiederholt worden und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er [Goethe] Ihnen das ganze Stück schicken wird, und da werden Sie selbst ersehen, wie schön und vortrefflich es ist und wie sehr seiner würdig!“

Und die Göchhausen, gleichfalls an Frau Aja:

„Daß der Herr Doktor [Goethe] seiner Schuldigkeit gemäß seine treffliche ‚Iphigenie' wird überschickt haben oder noch schickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich also allen Geschwätzes darüber enthalten und nur soviel sagen, daß er seinen Orest meisterhaft gespielt hat. Sein Kleid, sowie des Pylades seins, war griechisch, und ich hab' ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehen. Überhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt, daß König und Königin hätten sagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal!"

Und im Mai kommt sie darauf zurück:

„‚Iphigenie' wird doch nun endlich angekommen sein? Wenigstens habe ich den Doktor und Philipp [Seidel, Goethes Schreiber] tagtäglich dazu angemahnt, und wie ich nicht anders weiß, hat sie schon lang ihre Wanderung angetreten. Das wird wieder einen seligen Tag geben, wenn Ihr so da zusammen sitzen und Euch daran freuen werdet! Daß aber nur die Gesundheit vom Doktor in dem besten und ältesten Wein dabei getrunken wird! Er und seine ‚Iphigenie' verdienen's gewiß."

Das klingt nicht so, als ob die ersten Hörer und Leser den Wert der erhaltenen Gabe schon völlig erkannt hätten. Wir Menschen müssen eben zum neuen Großen immer erst von großen Mitmenschen allmählich emporgezogen werden.

In jedem Fall hat Goethe die Lust an diesem Theaterspielen und Vergnügenvorbereiten, das ihm so viele Stunden kostete, nach einigen Jahren verloren, und auch die Herzogin ward mit der Zeit müde. „Ich lebe wie ein Fuhrmann, der die Pferde antreibt, den beladenen Karren aus dem Kot zu ziehen," schreibt sie schon Ende 1781 an Knebel, in Gedanken an ihren Thespiskarren, „aber leider steckt er so tief, daß viel dazu gehört, ihn vom Flecke zu bringen. Es wird viel und allerlei von Komödien gesprochen, französischen und deutschen, aber man hat noch nichts zustande kommen sehen!"

So wurde denn ein neuer berufsmäßiger Theaterunternehmer, der Ende 1783 vom Linkeschen Bade in Dresden nach Weimar übersiedelte, mit Freude aufgenommen. „Der Vorsteher der Truppe nennt sich Bellomo“, berichtet Wieland an Merck, „ein feiner, sehr schöner Mensch, wiewohl ganz und gar kein Akteur. Die Stärke seiner Leute liegt in Operetten, besonders italienischen, die sie uns nach deutschen Übersetzungen zum besten derer, die kein Welsch verstehen, sehr genießbar vortragen. Die Madame Bellomo singt sehr artig. Die deutsche Sprache hat mir noch aus keiner singenden Kehle so gut gefallen als aus der ihrigen; sie verliert das Wiehernde und Polternde und wird eine Art von Mittelding von Italienisch und Tudesk, das mir wenigstens tausendmal besser behagt, als wenn sie wie eine geborene Tedesca sänge.“ Auch Amalie fand, daß die Gesellschaft nicht unter die schlechten zu rechnen sei: „sie macht uns manchen guten Abend“.*)

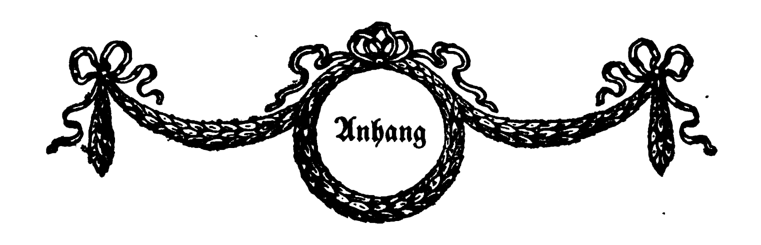
Bellomo spielte schon nicht mehr in dem Hauptmannschen Redoutenhause, das wir Heutigen als Café Oberdörster in der Schillerstraße kennen, sondern in dem neuen herrschaftlichen Redouten- und Komödienhause, das an der gleichen Stelle stand, wo auch wir das weimarische Hoftheater zu sehen gewohnt sind. Also gegenüber Amaliens Wittumspalais; sie gab den Platz her und steuerte wohl auch zu den Baukosten bei; im Sommer 1779 wurde es gebaut, und am 7. Januar 1780, als der Herzog, Goethe und Wedel von ihrer winterlichen Alpenfahrt zurückgekehrt waren, mit einer Redoute eröffnet.

*) An Frau Rat Goethe, 22. Februar 1784.

Es war ein Gebäude gleich manchem heutigen Sommertheater: ein großes Ballhaus mit Bühne und Galerie, in einer Art Garten gelegen. Hier wurde denn auch das Hoftheater heimisch, das 1791 Karl August auf eigene Rechnung begründete; Goethe übernahm die Leitung, und Schiller brachte hier seine großen Werke zum ersten Male vor sein Volk.

Nun hatten die Meister das Wort.





Poetische Schilderungen der weimarischen Geniezeit.

Goethes Darstellungen der von uns durchwanderten Jahre: ‚Auf Miedings Tod‘ und ‚Ilmenau‘ sind jedem Leser dieses Buches bequem zur Hand; nicht so die drei folgenden Dichtungen oder Versuche in Versen.

Wielands Gedicht ‚An Psyche‘ ist vom Anfang Januar 1776. Er war am 1. Januar nach Stetten, das nördlich von Weimar und Erfurt liegt, gefahren und hatte dort seine poetische Freundin Julie v. Bechtolsheim aus Eisenach besucht, die mit ihrem Gatten und ihrem ersten Kindchen die Festtage im Elternhause verbrachte. Das Gedicht bezieht sich zuerst auf diese Freundin, Psyche genannt, ihr Kind, ihren Gatten, ihre Schwester, Frl. v. Keller, und ihre Mutter. Dann kommt Goethe von Erfurt angefahren, und er wird nun der Held des Gedichtes und mit echt wielandischem Enthusiasmus geschildert. Übrigens hat Wieland später dies Gedicht wegen der „Goethe-Idolatrie“ nicht leiden und nicht in seine gesammelten Werke aufnehmen mögen. Man muß sich bei Anfang des Gedichtes denken, daß Wieland im Wagen sitzt, der ihn und Goethe unter harten Stößen auf schlechten Landstraßen wieder zurück nach Weimar bringt.

Die Matinee ‚Rino‘ von Charlotte v. Stein ist bald nachher entstanden. Unter Matineen verstand man damals in Weimar Reimereien, in denen sich die Freunde und Freundinnen gegenseitig aufzogen; wir haben Proben auf S. 76 und 77. Unter ‚Rino‘ ist Goethe zu verstehen; Frau v. Stein hat die gemeinten Personen selber neben die Decknamen

geschrieben. Goethe las das Produkt im Juni 1776, am 23. antwortete er: „Für Ihre Matinees dank' ich herzlich; ich habe mich herzlich darüber gefreut. Ich bin weidlich geschunden, und doch freut's mich, daß es nicht so ist." Womit Goethe sagen will: Ich mache nicht, wie du spottest, allen Damen den Hof, sondern liebe dich allein. Wir entnehmen den Text, den wir jedoch in Rechtschreibung und Satzzeichen modernisieren, dem Werke ‚Goethes Briefe an Frau v. Stein', hgg. von Adolf Schöll, dritte Auflage besorgt von Julius Wahle, Frankfurt a. M. 1899.

Die Epistel an Prinz August von Gotha ist von der Herzogin Amalie abgesandt; bei der Abfassung hat vielleicht Wieland geholfen. Über Prinz August vgl. S. 19. Den Text entnehmen wir dem Buche ‚Anna Amalie' v. F. Bornhak, Berlin 1892.

An Psyche.

Verwünscht! In welchem Gesicht
Dies Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch sah' ich euch kaum!
Wo seid ihr? Ach, Psyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir 'n erzählen,
Den herrlichen Traum!

Mir träumt: auf einem Muschelwagen,
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus gespannt,
Würd' ich auf Wolken daher getragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stand vor der Muschel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienstab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt' ein Nebel um Tal und Hügel;

Wir schwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da stand auf einmal ein Feenschloß
Vor meinen Augen.
Erdwärts schlüpfte
Der Wagen; ich sprang herunter, hüpfte
Dem Schlosse zu, fand offen die Pforte,
Stieg — Doch wozu so viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geschah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rate, wen ich zum ersten sah
An diesem zauberischen Orte?
O Freude! Psyche, auch du warst da!
Kamst lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, du Grazie — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun,
Trotzig und lieblich anzuschaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte sich kosend wie Ledas Schwan
An deinen sanften Busen an.
Ein edler Ritter stand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,
Dem sah man an den Augen an,
Daß er das Beste dabei getan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener echten Jungfrauenart,
Die ohne ihr Bestreben noch Sinnen
Ganz sachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünstelt, gut und rein,
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen,
Und in der Stille sich begnügen,
Was Andre scheinen wollen, zu sein.

Von der Fee des Orts sag' ich dir nichts.
Die ist und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geist und Herz stets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken stets geschäftig,

An Reiz ein Weib, ein Mann an Mut,
Ruhig und sanft wie Ätnas Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden,
Und immer glücklich in Andrer Freuden.
Allein, wozu noch Wasser in's Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt sie mehr
Als du? — Nun denke, wie selig ich war!
Wie alles so schön, so heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär'
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die süßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einst zugleich
In diesem kleinen Himmelreich
Genossen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all mein Wesen wieder erklungen!
Und, Psyche, fühle dazu! es war
Der erste Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert seligen Tagen
Die Ahnungen eingewickelt lagen!

Und als wir nun so um und um,
Eins in dem Andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! — Aber, denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher;

Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden
Und wieder Augenblicke, so reich!
Am innern Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Tränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Szenen,
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn:
Wir sahn! Wer malt wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönern!

So wunderbarlich wahr! So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, wie sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen; sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein,
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden
Und, was es sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück;
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Axe zu drehen.

O Psyche, warum ist unser Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In seligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberische Traum

Und ich — wie weit von dir verschlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch luftiger Wolken Höh'
Leichtschwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt,
Und immer weiter — dir entrückt!

Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt', um's Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären,
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seele sehr kontrakt
Und gähnten einander an im Takt.
Und stell' dir vor (dies ist kein Scherz!),
Daß ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Märchen erzählen mußte!

Rino.

Eine ‚Matinee' von Charlotte v. Stein.

Personen:

Rino (Goethe).
Adelheid (Herzogin Amalie).
Thusnelde (Fräulein v. Göchhausen).
Kunigunde (Frau v. Werthern geb. v. Münchhausen).
Gertrud (Frau v. Stein).

I.

Nino tritt in den Saal, wo eben getanzt wird.

Nino (beiseite):
Sind da eine Menge Gesichter herum,
Scheinen alle recht adlig' Gänse dumm.

Verschiedene werden präsentiert.

Adelheid:
Wir haben dich lange bei uns erwart',
Du einziges Geschöpf in deiner Art!

Nino beugt sich.

Thusnelde:
Ich bin sehr neugierig auf dich gewesen,
's ist nun mal so in meinem Wesen.

Nino:
Können also jetzt Ihre Neugier stillen,
Wie's Ihnen beliebt, nach Ihrem Willen!

Gertrud (von weitem):
Gleichgültig ist er mir eben nicht,
Doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mir spricht.

Kunigunde:
Ja, ja! 's ist Werther ganz und gar,
So liebenswert als er immer mir war!

Gertrud und Kunigunde werden präsentiert.

Gertrud:
Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Nino verbeugt sich.

Apropos des Balles: Mögen Sie gern tanzen und lachen?

Rino:

Manchmal! Doch meistens schleicht mit mir
Herum ein trauriges Gefühl
Über das enge Erdengewühl.

Rino geht ab.

Gertrud:

Ist mir doch, als wär' das Intresse der Gesellschaft vorbei!

Adelheid:

Mir ist hier alles recht ennuyant einerlei.

Kunigunde (traurig):

Heut mag ich gar nicht gern tanzen.

Thusnelde:

Nun daß er auch fort ist! Über den dummen Hansen!

II.

Die Unterredung ist auf der Redoute. Rino tanzt, Adelheid, Gertrud, Kunigunde, Thusnelde sitzen in einer Ecke.

Gertrud (auf Rino deutend):

Ich bin ihm zwar gut, doch, Adelheid, glaub' mir's nur:
Er geht auf aller Frauen Spur!
Ist wirklich, was man eine Kokette nennt!
Gewiß, ich hab' ihn nicht verkennt!

Adelheid:

Du sollst mit deiner Lästerung schweigen,
Sonst werd' ich dir noch heut meine Ungnade zeigen!
Hat dir gewiß was nicht recht gemacht?

Thusnelde:

Und wer hat dich zu dem Gedanken gebracht?
Sag' doch, da du keine Heilige bist,
Warum er dir so gleichgültig ist?
Willst gewiß dahinter was verstecken!

Gertrud:

Nun, über das Mädchen ihr Necken!
Für mich ist die Liebe vorbei . . .
Auch schein' ich ihm sehr einerlei.

Kunigunde:

Ich ihm leider es bin! Doch kann ich wohl fühlen,
Wie könnt' ich denn so gut ‚Luise' [im ‚Westindier'] spielen?

Thusnelde:

Bei mir die Liebe mehr auf der Zunge ist,
Drum, mein Herz, du nicht zu bedauern bist.
Meinen Witz will ich recht an ihm reiben,
Im Freiheitsstreit mit ihm die Zeit mir vertreiben!

Sie stehen auf und tanzen.

III.

Im Zimmer der Adelheid. Gertrud, Thusnelde, Kunigunde.

Adelheid:

Heut kommt der Freund zu mir,
Und ich lass' ihn weder dir, dir, noch dir!
Will mich ganz allein an ihm laben,
Und ihr sollt nur das Zusehen haben!

Thusnelde:

Wissen das recht gut zu verstehn!
Wird auch wohl nach keiner von uns sehn.

Kunigunde (mit einem Seufzer):

Ja, ich muß ihn wohl zedieren,
Denn meine Augen können ihn am wenigsten rühren.

Gertrud:

Er hat mir wohl so mancherlei gesagt,
Daß, hätt' ich es nicht reiflich überdacht,
Ich wär' stolz auf seinen Beifall worden .
Doch treibt ihn immer Liebe fort:
Ein neuer Gegenstand an jedem neuen Ort!
Die schönern Augen sind gleich sein Orden,
Vor die muß er manch treues Herz ermorden.
So ist er gar nicht Herr von sich,
Der arme Mensch! Er dauert mich!

Thusnelde:

Wie sie nun wieder ihre Weisheit purgiert!
Ach, Kind, wirst von dir selbst bei der Nase geführt
Hätt'st nur Billetts wie unsereins!

Gertrud:

Und glaubst du denn, ich hätte keins?

Thusnelde:

Nun, so weis' doch dein Portefeuille.

Gertrud weist es.

Adelheid:
Wahrhaftig, so ein dick Paket wie ich!

Kunigunde:
Und ebensoviel als ihr schrieb er an mich!

Thusnelde:
Und meine dazu, so wird's ein Recueil!

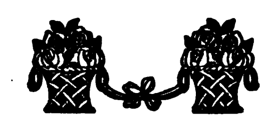
Epistel
der Herzogin Amalie an Prinz August von Gotha.

Den besten Wunsch und wärmsten Gruß zuvor,
Geliebter Prinz August! Ich habe
Der heiligen neun Jungfrau'n Chor,
Weil ihrer Überredungsgabe
Sonst Eurer Durchlaucht zartes Ohr
Stets offen ist, gar schön gebeten,
Die Stelle meiner Kanzelei,
Die in der edeln Reimerei
Kaum noch hanssachset, zu vertreten,
Um Eure Durchlaucht ehrfurchtsvoll
Zu einem Schauspiel einzuladen,
Das morgen abend, will's Apoll,
In meiner Ettersburg gegeben werden soll.

Geruhen Sie demnach in Gnaden,
Wenn anders die Hamadryaden,
Das Tempe und die Laren vom Palast,
Wo Sie als Philosoph der Sommerrast
Genießen, Ihnen Urlaub geben,
Bei früher Tageszeit hierher sich zu erheben.

Kein Blutbad soll die Bühn' entweih'n,
Kein Orkus Scharen bleicher Geister
Aus tiefem Schwefelschlunde spei'n,
Kein Wolkengott, dem Arm- und Beinbruch dräu'n,
Zum schwitzenden Theatermeister
Mit Flüchen um Erbarmen schrei'n!
Zu tief verschnürt in seiner Kindheit Windeln
(Was hätt' ich's Hehl?) liegt noch mein Geist,
Um auf den Höhen nicht zu schwindeln,
Wohin die Shakespeare-Sucht jetzt manchen Dichter reißt.

Hinweg mit solchem tragischen Kolosse!
Ich lade Sie, mein Prinz, zu einer kleinen Posse
Und zu Gesang, aus dem Empfindung spricht.
Sie lieben Tonkunst, lieben Freude:
Im Bunde mit der Freundschaft harren Ihrer beide:
O täuschen Sie die süße Hoffnung nicht!





Briefe der Herzogin Amalie
aus den Jahren 1776—1788.

Die nachfolgenden Auszüge aus Briefen entnehmen wir den Sammlungen:

Anna Amalia, Karl August und der Minister v. Fritsch ... Von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Weimar 1874.

Briefe an Johann Heinrich Merck. . . Herausgeg. von Dr. Karl Wagner. Darmstadt 1835.

Briefe an und von J. H. Merck. . . Herausgeg. von Dr. Karl Wagner. Darmstadt 1838.

Frau Rat. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach den Originalen mitgeteilt von Robert Keil. Leipzig 1871.

Adam Friedrich Öser. . . Von Dr. Alphons Dürr. Leipzig 1879.

Das Kleingedruckte und das in eckige Klammern Gesetzte fügen wir zur Erläuterung hinzu.

An den Minister v. Fritsch.

Weimar, 13. Mai 1776.

Das Original ist französisch, die Übersetzung ist von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay, jedoch von mir überarbeitet. Zur Sache vgl. S. 82 ff.

Sie kennen die Gesinnungen, die ich für Sie hege, und eben diese sind es, die mir die Feder in die Hand drücken.

Ich beschwöre Sie, einer Freundin Gehör zu schenken, die nur das Beste will!

Mein Sohn, der Herzog, hat mir das Vertrauen bewiesen, mir den Briefwechsel zu zeigen, der zwischen ihm und Ihnen in betreff der Einrichtungen, die gemacht werden müssen, stattgefunden hat. Ich ersah daraus mit Schmerz, daß Sie die Absicht haben, meinen Sohn zu verlassen, und dies in einem Augenblicke, wo er Ihrer am notwendigsten bedarf.

Die Gründe, die Sie anführen, haben mich tief bekümmert: sie sind eines geistreichen Mannes wie Sie, der die Welt kennt, nicht würdig. Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt aus beurteilen. Sie wissen, wie sehr mir der Ruhm meines Sohnes am Herzen liegt und wie sehr ich darauf hingearbeitet habe und noch täglich arbeite, daß er von Ehrenmännern umgeben sei. Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu den kriechenden Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die Erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist die eines wahren und guten Christen; sie lehrt ihn, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Und das ist doch der erste, hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers!

Aber lassen wir jetzt Goethe und reden wir von Ihnen! Gehen Sie in sich, mein Freund! Sie, der Sie so religiös, so gewissenhaft sind: können Sie einen jungen Regenten

verlassen, der in Ihre Talente und in Ihre Herzensgüte Vertrauen zeigt? Und noch dazu in einem Augenblicke, wo Sie ihm so notwendig sind? Und das (erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage) nur einer unrichtigen Idee wegen, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben!

Sie sagen, man würde meinen Sohn überall tadeln, wenn er Goethe in das Konsilium setze. Aber wird man Sie nicht auch tadeln, Sie, der Sie den Dienst meines Sohnes einer so geringfügigen Ursache wegen verlassen? Machen Sie doch Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn selber kennen zu lernen! Sie wissen, daß ich meine Leute erst gehörig prüfe, bevor ich über sie urteile, daß die Erfahrung mich in solcher Menschenkenntnis vielfach belehrt hat und daß ich dann ohne Voreingenommenheit meine Meinung habe. Glauben Sie einer Freundin, die Ihnen sowohl aus Dankbarkeit wie aus Zuneigung wahrhaft zugetan ist!

Selbst wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt getan hätte: haben Sie dann nicht Ihre Schuldigkeit getan, wenn Sie ihn darauf aufmerksam machten? Und wenn er dennoch darauf besteht, ist es dann Ihr Fehler? Mich dünkt, die Welt würde es Ihnen verargen, wenn Sie einen Fürsten verlassen, der Ihrer Einsicht und Ihrer Rechtschaffenheit bedarf.

Urteilen Sie selbst, ob sich das mit der Religion verträgt, die Sie bekennen! Noch einmal, gehen Sie in sich! Ich kenne Sie als dankbar; darum bitte ich Sie, aus Liebe zu mir meinen Sohn nicht unter diesen Umständen zu verlassen. Ich rate es Ihnen und ich bitte Sie darum, ebensowohl aus Liebe für meinen Sohn wie aus Liebe für Sie.

An Merck.

Ettersburg, 19. August 1778.

Über Merck vgl. S. 86 ff. Im Sommer 1778 machte die Herzogin seine Bekanntschaft in Frankfurt; er begleitete sie dann bis Düsseldorf.

Ihre gütige Dankbarkeit für liebe, fröhliche Augenblicke am traulichen Tisch oder beim Anblick der herrlichen Rheingegend ist mir sehr schmeichelhaft. Aber gewiß werd' ich nie vergessen, wieviel Ihre Gegenwart zu dem allen beitrug, wie gut es das Schicksal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu lassen, wie Sie sind, der bei so wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfallenheiten des Lebens seinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte so treu bleibt, der alles in's Innerste seines Herzens schließt und mit Mut und Leichtigkeit trägt, was des Herrn Wille ist.

Gewiß, lieber Merck, ist jetzt in meiner Einsamkeit Andenken an dies alles eine meiner liebsten Beschäftigungen.

An Frau Rat Goethe.

29. August 1778.

Auch Goethes Mutter lernte die Herzogin im Sommer 1778 kennen und lieben. Immer wieder lud sie die ‚Frau Aja' nach Weimar und Tiefurt ein, aber Frau Rat durfte ihren kränklichen, grämlichen und geizigen Mann nicht verlassen.

Liebe Frau Aja, meine Freude über den Empfang Ihres Briefes ist wohl schwerlich zu beschreiben. Auch will ich es nicht unternehmen, denn wahre Empfindungen sind zu heilig, um sie schwarz auf weiß zu setzen. Sie wissen, liebe Mutter, was Sie mir sind; also können Sie leicht glauben, wie unendlich mich Ihr Andenken gefreut hat. —

Die letztverflossene Woche hat der Herr Dr. Wolf [Goethe] mir ein Souper im Stern gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht sind, welche gar lieblich und herrlich sind. Nach dem Abendessen war eine kleine Illumination ganz in dem Rembrandtschen Geschmack veranstaltet, wo nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einsiedel, die Stein und Thusel [Göchhausen] genossen es mit. Es war ein vergnügter, guter Abend für uns. Für mein Teil hätte wohl gewünscht, daß Frau Aja mit dabei gewesen wäre: es wäre gewiß nach Ihrem Geschmack gewesen!

Vgl. S. 152. Der ‚Stern' ist der älteste Teil des Parks.

An Frau Rat Goethe.

Ettersburg, 4. November 1778.

Liebe Mutter! Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich mich gefreut habe, zu hören, daß Sie gesund sind und daß Sie auch einmal einige gute Tage gehabt haben! Freund Merck hat recht, daß er darauf besteht, mit Ihnen, liebe Mutter, zu künftigem Frühjahr hierher zu kommen. Sehen Sie die Sache nicht so schwer an! Freund Wolf wünscht es auch; wir haben letzthin recht viel davon gesprochen. Wir wollen dem alten Vater unter der Zeit schon allerhand Vergnügen verschaffen; Kranz soll zu ihm und soll ihm was vorgeigen, daß es eine Art und Muster hat! Ich denke, liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hätschelhans sprechen wird, um zu wünschen, ihn einmal wiederzusehen. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue!

Thusnelda wird Ihnen die ganze Beschreibung von der Fete, die ich hier gegeben habe, machen. Unser Freund Wolf hat die Freundschaft für mich gehabt, alles selber zu ordnen. Der Jahrmarkt von Plundersweilern ist herrlich gegangen. Ihr Sohn schickt Ihnen die Abschrift, wie es hier gespielt worden ist. Das Gemälde vom Bänkelsänger hat Wolf, Kraus und ich gemalt: das ist wieder etwas für das Weimarische Zimmer!

Wolf und Hätschelhans: Goethe; Thusnelde: Frl. v. Göchhausen.

An Merck.

Weimar, 28. Dezember 1778.

Lieber Merck! In Gedanken hab' ich immer an Sie geschrieben; da aber die weise Mutter Natur mich nicht mit einem solchen Nasenknochen beschenkte, als sie dem glücklichen Kaufmann gab, vermöge welches er alles kann, was er will, so hab' ich mir's gefallen lassen müssen, jetzt erst zu wollen, da ich kann.

Viel Neues weiß ich Ihnen aber nicht von hier zu sagen. Das Interessanteste für uns ist die tägliche Erwartung der Niederkunft der Herzogin. Will der Himmel einen braven Jungen geben, so ist's ein Glück für's ganze Land, und ich bin überzeugt, daß Sie auch teil daran nehmen.

Danischmende hat, wie Sie wissen, schon wieder taufen lassen. Je crains qu'à la fin il se ressente un peu von dem häufigen Akkouchieren seiner Frau und des ‚Merkurs'. Er scheinet aber an beiden viel Spaß zu finden, also muß man ihn machen lassen; chacun a sa folie!

Eine herrliche Akquisition haben wir hier an einem Original von Rubens gemacht, welches ich meinem Sohne, dem Herzog, zu Weihnachten gegeben habe.

Danischmende ist Wieland; über Kaufmann vgl. S. 85.

An Merck.

Weimar, 8. Februar 1779.

Jedesmal, daß ich Nachricht von Ihnen erhalte, lieber Merck, freue ich mich herzlich Ihres Andenkens, und gewiß, ich bin dankbar für all das Gute und Freundschaftliche, das Sie mir noch in Ihrem letzten Briefe sagten. Geht es Ihnen immer, wie mein Herz es Ihnen wünscht, so sind Sie gewiß glücklich.

Unsere froheste Neuigkeit von hier wird Ihnen vielleicht schon bekannt sein, daß nämlich die Herzogin glücklich mit einer Tochter niedergekommen. Der Herzog von Gotha, mein Sohn Konstantin und ich haben das Kind aus der Taufe gehoben. Wöchnerin und Kind sind so wohl, als sie sein können, und mein Karl freut sich seiner Produktion nicht wenig.

Vor einigen Wochen war ich in Leipzig, wo ich meinem Bruder Leopold ein Rendezvous gegeben. Eine gute Akquisition hab' ich daselbst an sechs herrlichen Handzeichnungen von Wille und Schweizerlandschaften von Aberli gemacht. Ich freue mich darauf, Ihnen alle diese Herrlichkeiten künftigen Frühjahr zu produzieren.

Bei meiner Zurückkunft fand ich den trefflichen Käse, den ich durch Ihre Güte habe. Von dem allgemeinen Beifall, den er findet, kann nur seine schnelle Abnahme zeugen. Besonders hat sich Goethe trefflich bene damit getan.

An Frau Rat Goethe.

Weimar, 21. April 1779.

Liebe, beste Mutter! Ich bin im Besitze von zweien Ihren lieben Briefen und zwei mitgekommenen Biskuitschabeln, für welche ich Ihnen vielen Dank sage.

Die Nachricht, die Sie mir von der Verheiratung der jüngsten Tochter der La Roche mitteilen, ist so wunderbar, daß der Verstand stille steht. Ich habe Ihren Brief an Dr. Wolf gewiesen: da das Hofleben ihn aber sehr gesittet gemacht, so knirschte er nicht mit den Zähnen, fluchte noch weniger, sondern zuckte die Achseln über das jämmerliche Abenteuer. Wir alle sind curieux, den Namen des Menschen zu wissen, dessen Opfer die arme Luise werden soll. Da sagt das Sprichwort wahr: „Tut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Taten!" Ihre Empfindungen sind schwarz auf weiß, aber weit entfernt vom Herzen.

Der dritte Feiertag [Erste Aufführung der ‚Iphigenie'] ist glücklich vorbeigegangen, wovon Thusnelda Ihnen Beschreibung gemacht hat. Kurz darauf ist es wiederholt worden und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er Ihnen das ganze Stück schicken wird, und da werden Sie selbst ersehen, wie schön und vortrefflich es ist und wie sehr seiner würdig.

Sie wollen gerne wissen, liebe Mutter, wer meinen Schattenriß gemacht hat? Es ist der Herr Sohn, der es im großen gezeichnet, und sein getreuer Philipp [Seidel], der es im kleinen fabriziert hat: das ist das ganze Rätsel!

Gegen Ende Mai denke ich, daß Merck hier sein wird;

er wird bei mir in Ettersburg wohnen. Ach, Mutter, Mutter! Sie erraten wohl meine Gedanken!

Die La Roche ist Wielands Base und Jugendgeliebte Sophie v. La Roche, geb. v. Gutermann; sie gab sich in ihren Romanen sehr edel und gefühlvoll und war im Leben viel praktischer und gefühlloser. Ihr erster Roman, der der berühmteste blieb, war die ‚Geschichte des Fräuleins v. Sternheim'; 1771 herausgeg. v. Wieland. Goethes Zorn auf die La Roche erklärt sich namentlich durch seine Liebe zu ihrer Tochter Maximiliane, die an den Kaufmann Brentano in Frankfurt gegen ihren Wunsch und Willen verheiratet worden war; sie wurde die Mutter von Klemens und Bettina Brentano. Jetzt stiftete die La Roche wieder solche Heirat. Vgl. Wieland an Merck, 5. Mai 1779: „In Frankfurt, hoffen wir, werdest Du genaue Kundschaft der Heiratssache der armen Lulu La Roche einziehen. Die Herzogin nimmt großen Anteil an der Sache und ist herzlich böse auf die Frauenzimmer-Briefstellerin. Der Kerl, dem sie die Lulu zu fressen gibt, soll ein Meerkalb im Gusto des Phoca sein, dem die schöne Angelika im Ariost ausgesetzt wird."

An Merck.

Ettersburg, 2. August 1779.

Nachdem Merck die Herzogin auf Ettersburg besucht hatte; vgl. S. 89.

Ihr Brief, lieber Merck, das Reisejournal an Thusnelda, wurde (nach Frau Aja zu reden) mit großem Jubelgeschrei empfangen, erbrochen und gelesen. Lieber Merck, Sie können nicht glauben, wie unendlich Sie mich dadurch verbindlich gemacht haben, daß Sie nach allen Fatigen und Abenteuern dennoch die Feder ergreifen, um uns zu überzeugen, daß Sie nach Ettersburg denken. Ich fühl's — doch nicht à la Roche; es liegt tiefer in meinem Herzen!

Sie haben die teure Sophie [La Roche] gesehen! Ge-

sprochen! O Merck, Merck! Was empfand denn mein Hofmarschall [Einsiedel] bei dieser Erscheinung? . . .

. . . Den Tag vor Ihrer Abreise kam die Gräfin Bernstorff mit Bode und sind bis jetzt noch hier, welches mir sehr lieb ist, da ich auf einmal von allen vernünftigen Menschen abgeschnitten wurde. Es sind wahre Menschenfreunde, vor welchen man wahre Hochachtung empfinden muß.

Da Sie wissen, daß die Schloß-Ettersburgische Nation nicht in dem besten Gerücht ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unserem Lebensplan fort: nämlich, daß alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe ausstehen muß. Die Gräfin Bernstorff hat die Probe des Theaters ausgestanden, Bode der dramatischen Dichtkunst, wovon ich Ihnen etwas schicke, nämlich den Prolog, Arien und die Affischen. Ich selber habe mich produziert, doch sind wir ziemlich mit Ehren davongekommen. Bode staffierte nämlich aus einem ganz alten Stücke ‚die Gouvernante‘ ein neues, ganz artiges und sehr komisches kleines Theaterstück zusammen. Er selbst spielte die Gouvernante sehr gut, Wedel einen sehr komischen Liebhaber, der Regierungsrat Schardt seinen Bedienten, die Gräfin Bernstorff, Thusnelda, ich und die kleine Schardtin machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stückes, und ihren Zöglingen dadurch, alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieses alles hielten wir nun sehr geheim, und an einem schönen Nachmittag ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn Seckendorff und Goethe herauskommen, und wir spielten zum großen Gaudium aller Anwesenden . . .

Indem ich schreibe, kommt mein getreuer Hofmarschall

wieder! ... Er hat mir die Beschreibung von Ihrem Hause, Frau und Kindern machen müssen.

Von dem Satyros weiß ich nichts, ist er tot oder lebend, ich bin nun in der Verdammnis. Den Jupiter Sus habe ich seitdem auch nicht wieder gesehen; er sollte heute zu mir kommen, war aber verreiset. Der Prinz Rasselas schämt sich wie ein Pudel, was eine gewisse Familie betrifft; c'est de la Marmaille, es ist mir zu eklig, davon zu sprechen.

Ihr Bildnis, lieber Merck, paradiert in meinem Zimmer zum Skandalum aller Heterodoxen. Es ist außerordentlich gleich und um vieles besser, als es war, als Sie weggingen...

Einsiedel sagt, er hätte Mutter Aja sehr verändert gefunden. Soll diese gute Frau auch immer leiden?

Mit dem Satyros ist wohl Herder gemeint, der als Modell in Goethes gleichnamiger Posse diente. Jupiter Sus weiß ich nicht zu erklären. Prinz Rasselas ist wohl Prinz Konstantin, die gewisse Familie die Kalbsche, bei der die Fräuleins v. Ilten wohnten.

An Merck.

Ettersburg, 5. September 1779.

... Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll, so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen. Der schöne Wedel und der etwas faule Einsiedel grüßen herzlich.

Vgl. S. 173.

An Merck.

Weimar, 4. November 1779.

Ich kann Ihnen nicht genug danken, lieber Merck, für die Sorge, die Sie tragen, die unleidlichen Winterabende, besonders in diesem Jahre, da ich so allein bin, [durch Besorgung von Kupferstichen u. dgl.] mir erträglich zu machen . . . Was den Elzheimer anbelangt, kann ich seine Ankunft kaum erwarten. Meine Freude darüber ist so groß, daß ich Ihnen das Geld schon dafür schicke, um es sobald möglich an Mann zu bringen. Doch sagen Sie dem Herrn Rat Goethe nichts von diesem Leichtsinn, der Schlag möchte ihn darüber rühren.

Ich wünsche, lieber Merck, daß ich auch etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen könnte. Unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgetan. Vom berühmten ‚Woldemar', welcher so mächtig auf eine Menge empfindsamer Seelen gegewirkt, von diesem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern! Es ist hier mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten erschienen. Findet diese Entreprise bei dem Publikum Beifall, so wird ehestens wieder ein neues Produkt an's Licht treten, wovon ich Ihnen gleichfalls ein Exemplar schicken werde. Doch bitte ich, dieses vorderhand noch ganz allein für sich zu behalten, höchstens der Frau Aja mitzuteilen.

Die Nachrichten, die ich von den Reisenden bekomme, machen mir öfters den Kopf schwindelig. Es tut weh, von nichts als den herrlichen Sachen zu hören und sich ihnen nicht anders als durch ein trübes Fernglas nähern zu können.

Doch gönne ich's ihnen von Herzen und mach's wie die Frau Aja: schüttele mich ein paarmal, setze mich an's Klavier oder zeichne; da werden die Ideen wieder couleur de rose. — —

Daß das schöne Fräulein Wangenheim auf die Vermehrung der Welt bedacht gewesen, leuchtet mir so ziemlich ein. Aber daß Lenz Professor geworden, kommt mir wunderbar vor; die Universität, die ihn dazu gemacht hat, muß toll und Lenz gescheut geworden sein. Indessen ist es mir herzlich lieb, daß der arme Lenz wieder so hergestellt ist.

Über Lenz vgl. S. 85. Die Reisenden sind Karl August, Goethe und Wedel, die im Winter die Schweiz bereisten. ‚Woldemar' ist ein Roman von Goethes Freunde Fritz Jacobi; hier handelt es sich offenbar um eine Travestierung.

An Merck.

Weimar, 10. Januar 1780.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie inniglich mich die Nachrichten gefreut haben, die Sie mir von den Reisenden gegeben. Lavatern will ich einen Altar bauen. Gott gebe nur, daß die weimarische Atmosphäre nichts wieder verdirbt! . . .

Thusneldens Neujahrswunsch habe ich überliefert, sie antwortet selbst. Die vier Gemälde werden ihr kleines Individualmuseum trefflich zieren.

Hier ist auch ein Exemplar der Geschichte des schönen Wedels . . .

Leben Sie glücklich, lieber Merck! Ach, hätte ich nur mit Ihnen in Frankfurt sein können! Eben, wie ich zusiegeln will, kommt der alte Öser aus Leipzig zu mir.

Eine Geschichte des schönen Oberforstmeisters Moritz v. Wedel, possenhaft in Bibelsprache erzählt, war damals in Fulda gedruckt worden. Der Verfasser gehörte zweifellos auch zur „Ettersburgischen Nation".

An Merck.

Ettersburg, 6. Juli 1780.

Lieber Merck! Ihre Reminiszenzen vom vorigen Jahr können mir nicht anders als schmeichelhaft sein. O gewiß, lieber Merck, bei mir sind Sie noch mit den lebhaftesten Farben gegenwärtig! Ja, jeder kleine Winkel in Ettersburg ist mir immer eine neue Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die ich mit Ihnen durchlebte. Sogar der dicke Bode, dessen Atmosphäre ziemlich zähe ist, gibt doch manchmal einen Strahl von sich, der mir die glücklichsten Zurückerinnerungen verschafft und den Wunsch immer lebhafter in mir macht, nochmals in meinem Leben so vergnügt wie damals zu sein. Obwohl mir bei dem diesjährigen Aufenthalt in Ettersburg nichts mangelt, so wissen Sie doch, lieber Merck, daß: je mehr man hat, je mehr man haben will. Dies ist nun ganz und gar mein Fall, denn ich wünsche sehnlichst, daß Sie und Mutter Aja all das Gute mitgenießen können, was mir begegnet.

Der alte Öser ist hier bei mir gewesen. Er hat mir wieder herrliche Kunstsachen mitgebracht, wieder einen Mengs, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist. Meine Liebe für die Zeichenkunst ist noch immer gleich stark. Ich habe eine Camera obscura, worin ich zeichne, und sie scheint mir von großem Nutzen, um mit den Verhältnissen in der Natur recht

bekannt zu werden. Für mich ist es eine große Hilfe, weil ich etwas zu spät angefangen habe, dem Zeichnen mich zu widmen.

Die Experimentalphysik macht auch dieses Jahr eine große Beschäftigung für mich. Ich habe mir einen Elektrophor gekauft, welcher sehr gut und stark ist. Diese neue Beschäftigung macht mir viel Freude.

Das dramatische Wesen hat auch seinen glücklichen Fortgang, und Freund Wolf tut treulich das Seinige dazu. Ehestens werden Sie durch die Frau Aja ein neues dramatisches Stück erhalten, welches wieder aus der fruchtbaren Feder des Herrn Geheimen Rats entsprungen ist.

An Merck.

Weimar, 13. November 1780.

. . . Noch eine Bitte. Seit ein paar Jahren habe ich einen Tischer von hier reisen lassen; da er nun zukünftigen Monat von England zurückkommt, habe ich ihm sagen lassen, er sollte über Darmstadt gehen, um des dortigen Tischers ausgelegte Arbeit zu sehen, um vielleicht noch etwas von ihm zu lernen. Mein Sohn wünscht es; er hat mir viel Gutes von ihm gesagt. Ich empfehle ihn also Ihrer Vorsorge und Protektion.

An Ludecus.

Um 1780.

Erinnern Sie sich nicht mehr, wieviel ich voriges Jahr dem jungen Öser versprochen habe zu seiner weiteren Vor-

setzung in der Welt? Der alte Vater hat sich wieder an mich gewandt, zwar nur durch dritte Hand. Ich bin es auf eine gewisse Art dem Alten schuldig; der Sohn verdient es nicht, aber der Vater.

Wenn ich nicht irre, so sind es 50 oder 100 Gulden. Wenn Sie sie haben, so bringen Sie sie selber an Goethe, der sie übermachen wird an den alten Vater.

Ösers Sohn Karl war ein leichtsinniger Bursche. Er wurde später in Rußland an einer Anstalt „Fecht- und Zeichenmeister".

An Frau Rat Goethe.

Weimar, 9. Juli 1781.

Es ist lange, daß ich nicht geschrieben habe, liebe Mutter! Und doch ist es nicht Vergessenheit, noch Mangel der Liebe, die ich Ihnen auf ewig zugesichert habe. Die wenigen Neuigkeiten, die hier vorgegangen sind, waren Ihrer nicht wert, und um nicht monotonisch zu sein und Ihnen, beste Frau, Langeweile zu machen, schwieg ich lieber.

Mein Sohn Konstantin, der Ihnen diesen Brief bringen wird, kann Ihnen alles mündlich sagen, wie es hier mit uns stehet. Sie werden, liebe Mutter, einen jungen Menschen an ihm finden, der noch nicht ganz flügge ist; sein Herz aber ist gut, und ich hoffe, daß die Reise, die er jetzt antritt, ihn zu einem guten und brauchbaren Menschen machen wird.

Der Legationsrat Albrecht, der mit ihm reiset, hat nichts Zuvorkommendes im Äußerlichen, wie Sie selbst finden werden. Hingegen ist er ein rechtschaffener und sehr gescheuter Mann, der selbst schon viel gereiset hat und in welchen mein

Sohn viel Zutrauen hat, sowie er wieder sehr an Konstantin attachiert ist, daß ich also von dieser Seite ganz ruhig sein kann.

Sehen Sie, liebe Mutter, Konstantin an als den Sohn von einer Mutter, die von ganzem Herzen die Ihrige ist!

An Frau Rat Goethe.

Tiefurt, 13. Juli 1781.

Was soll ich Ihnen schreiben, liebste Frau Aja? Nachdem Sie [bei der Krönung Josephs des Zweiten] mit Kaiser, Erzherzogen, Fürsten und allen Teufeln sich herumgetrieben haben: was kann Ihnen wohl weiter interessieren? Wenn ich Ihnen schon sagen wollte, daß ich hier in denen Hainen von Tiefurt recht vergnügt lebe, so würde das gar klein und geringe in den Ohren der Frau Aja klingen! Auch könnte ich erzählen, wie der vielgeliebte Herr Sohn Wolf gesund und wohl ist, daß er in Ilmenau auf eine Kommission gewesen und daneben noch allerlei kleine Exkursions gemacht und vergnügt und gesund wiedergekommen ist. Aber dies ist alles zu geringe für Ihnen; man muß aus dem hohen FF mit Ihnen sprechen, aber leider bei uns passiert gar nichts, sogar kein ausländisches Tier gehet durch Weimar, geschweige denn ein Kaiser!

Doch mein Herz sagt mir, daß Frau Aja bei allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworfen hat und ewig die liebe, gute Mutter ist und bleiben wird, Amen!

Das Fräulein Thusnelda überschickt Ihnen hier ein Portefeuille, welches sie mit eigener hoher Hand verfertiget

hat, und damit ich nicht ganz leer ausgehe, so schicke ich Ihnen, liebe Mutter, ein paar Strumpfbänder, die ich auch selbst fabriziert habe. Ich hoffe, liebe Mutter, daß Sie wenigstens daraus ersehen, wie fleißig wir an Sie denken.

An Merck.

Weimar, 4. August 1781.

Obwohl zuweilen die Herren Poeten gerne die Wahrheit übergehen, so hat doch für dieses Mal der Poete Wieland Ihnen der klaren Wahrheit gemäß gesagt, daß ich gegen Sie noch immer diejenige bin, die ich war, als ich das erstemal die Ehre hatte, den Herrn Kriegsrat in dem berühmten ‚Roten Hause‘ zu Frankfurt kennen zu lernen, und daß meine Nachlässigkeit, an Sie zu schreiben und zu danken für alle die schönen Kunstsachen, die Sie mir diese Zeit über geschickt haben, von nichts anderem herrührt als von einem garstigen Naturfehler, den ich leider besitze und mit Schamröte: Faulheit nennen muß. Freilich fühlte ich auch wohl, daß es eine elende Entschuldigung ist für das, was ich Ihnen schuldig bin; aber leider: wenn man eine schlechte Sache zu verfechten hat, so fällt man immer tiefer hinein. Darum will ich schweigen und Ihnen herzlich danken für die große, gütige Fürsorge, meine Kunstwerke zu vermehren.

Das Basrelief, welches ich gestern mit dem Postwagen bekommen habe, hat mich unendlich gefreut. Der Abguß ist vortrefflich, das ganze Stück ist so schön, il nudo, wie die Italiener sagen, è tanto dolce e soave per inginocchiarsi.

Goethe war eben bei mir, als ich es bekam; er machte große Augen, es mißfiel ihm gewiß nicht! ...

Es scheint beinahe, daß ich etwas von dem Stein der Weisen gefunden habe. Denn da ich auf meiner Einsiedelei keine Ehrendame mitgehabt habe, sondern nur die Fräulein Thusnelda allein bei mir gewesen ist und die wahre Dame d'honneur in der Stadt geblieben, wo sie ihr warmes Blut mit Wassertrinken abgekühlt hat, so bin ich so ziemlich durch alle Proben durchgegangen. Doch völlig bin ich noch nicht zufrieden: ich wünsche viel! Denn freilich fühl' ich, wie gut es wäre, wenn Sie zu mir kämen und Augenzeuge wären, wie sich's ohne Hofmarschall und Kassierer leben läßt. Gewiß, man lernt unendlich viel dabei!

An Merck.

Weimar, 6. November 1781.

Ich freue mich sehr, daß das Tiefurter Journal seinen leidlichen Weg auch bei Ihnen macht. Nächstens soll wieder etwas erscheinen zu beliebigem Amüsement des Herrn Kriegsrats. Das Inkognito hat gewiß seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistophelisches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen. — —

Vor einigen Tagen habe ich den ersten Ausguß der großen Vestalin erhalten, die zuerst mit in Herkulanum gefunden und jetzt in Dresden steht. Der Ausguß ist vortrefflich geraten; die Kenner vergleichen sie mit der großen Flora in Mannheim.

So spielen wir noch immerfort mit Kunst und Kunstsachen, und so geht ein Tag nach dem andern gottlob ruhig und fröhlich dahin.

An Frau Rat Goethe.

Weimar, 31. November 1781.

Liebste Frau Aja, ich kann Ihnen mit viel Vergnügen ankündigen, daß Ihr geliebter Hätschelhans sich in Gnaden resolvieret hat, ein Haus in der Stadt zu mieten! Zwar werden sie erst um Ostern es beziehen, weil der Kontrakt von den jetzigen Bewohnern bis dahin gehet; indessen haben wir doch, liebe Mutter, halb den Sieg davongetragen! Es ist gut, daß es nun so weit gekommen ist. Auch habe ich ihm versprochen, einige Möbel anzuschaffen, weil er so hübsch fein und gut ist. Sie werden also die Güte haben, liebe Mutter, und mir einige Proben von Zitzen zu schicken für Stühle und Kanapee und zugleich die Preise dabei.

Der Herr Gevatter Wieland ist ganz stolz über Ihr liebes Andenken. Mit großem Enthusiasmus schrie er aus: „Das ist mir eine Frau! sie ist die Zierde ihres Geschlechts!" Und ich sagte Amen!

Er wird Ihnen ein ganz Paket von Tiefurter Journals schicken. Es ist ein kleiner Spaß, den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reüssieret hat, daß es bis jetzt kontinuieret wird. Vielleicht wird er Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätschelhans, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Seckendorff und Einsiedel. Der Frau Rätin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor erraten lassen . . .

Unser Wolf läßt Ihnen tausendmal grüßen. Er ist recht wohl und brav.

An Merck.

Tiefurt, 9. September 1782.

Wie gut ist's doch, daß es Propheten, Wieland und Merkure in der Welt gibt! Diesen danken wir die willkommenen Lebenszeichen aus der Ferne her und den rheinischen Witz, der uns im hiesigen rauhen Klima wärmt und heiteren Sinn gibt. Gebe der Himmel dergleichen Anlässe mehr!

Wohl bekomm' es Ihnen, lieber Merck, daß Sie sich erlustigen und promenieren auf Ihrem — Schindanger! Ich tue desgleichen, nur nicht auf so fruchtbarem Boden. Aber, alter Merck, wie's übrigens mit Ihnen steht, ist Gott bekannt! Ihr Schicksal hat Sie, fürcht' ich, mit — Poeterei befallen lassen! Merck, ein Poet! O Natur, du spielst wunderbar mit deinen Kindern.

Die Zeichnungen sind wohlbehalten angekommen . . . Sie sind recht schön, und was auch schön ist, sie sind wohlfeil. Das Geld wird Ihnen mein teurer Herr Schatullier schicken . . .

Lassen Sie sich's bei Ihrer reichlichen Weinlese wohl sein und vergessen Sie im Lande Kanaan deren nicht, die bei Herlingen ihren Herbst feiern!

Schindanger: Merck hatte sich auf anatomische, zoologische und prähistorische Studien geworfen.

An Frau Rat Goethe.

Tiefurt, 17. Oktober 1782.

Nachdem große Geister, Propheten, Genien u. dgl. bei Ihnen beherbergt worden sind, bekömmt man weder Guts noch Böses mehr von der Frau Aja zu hören. Alles ist tot von dort her. Auch wage ich es nur ganz von ferne an die Türe der Blauen Stube zu klopfen und frage: wie's der Frau Rätin wohl gehen mag, ob noch zuweilen seitwärts ein Blick nach entfernten Freunden getan wird.

Sollte ich mit meinen Fragen zur Unzeit kommen und Sie dadurch in Ihren Betrachtungen stören, so vergeben Sie's meinem Verlangen, nach einem so langen Stillschweigen etwas von der Frau Aja zu vernehmen!

Ich könnte viel Schönes von hier sagen. Unter anderm, daß das Palais des Herrn Geheimden Rats v. Goethe von außen und von innen prächtig geschmückt wird und daß es eins der schönsten in der Stadt Weimar werden wird.

Aber was liegt Ihnen daran! Ihnen, die wahrscheinlich mit erhabenen Gedanken beschäftigt sind, gegen welche solch irdisches Zeug lauter Lappalien sind! Auch bescheide ich mich, weiter nichts vorzubringen, als daß ich mich in Ihr geistliches Andenken empfehle und bald auf ein Zeichen davon hoffe.

An Merck.

Weimar, 3. März 1783.

Da Sie sich den schönen Wissenschaften so sehr ergeben, habe ich geglaubt, Ihnen ein Vergnügen durch die Be-

kanntschaft mit M. d'Ansse de Villoison zu machen. Er ist seit dem Monat Mai vorigen Jahres bis jetzt bei uns gewesen; er ziehet nun wieder nach Paris zurück und von da mit einem Salto mortale auf den Berg Athos, wo er griechische Manuskripte ausspüren will. Die Reisen tut er auf Unkosten des Königs.

Ein Spürnase wie die Ihrige, lieber Merck, wird schon spüren, was an ihm. Er ist der beste und gutherzigste Mensch von der Welt, der viele Gelehrsamkeit, besonders in der griechischen Literatur, besitzen soll. Aber er ist ein Franzose!

Wenn Sie uns hier noch nicht recht kennen, so wird er Ihnen von uns wie von den ersten Menschen auf Gottes Boden sprechen. Er sieht die Menschen durch ein Prisma: die schönsten Farben spielen immer in seiner Imagination. Ein glücklicher Sterblicher, der keine Unbehaglichkeit kennt!

Eben kömmt er; ich muß schließen. Leben Sie wohl, lieber Merck, und lassen bald etwas von sich hören!

Über Villoison vgl. S. 54.

An Frau Rat Goethe.

Weimar, 22. Februar 1784.

Liebe Mutter: wer langsam kommt, kommt auch! Ich wollte mir den Spaß machen, Ihnen, liebe Frau Aja, zum 19. Februar schöne Kunstwerke, die in Weimar fabriziert werden, zu schicken, aber leider wurden sie erst jetzt fertig. Empfangen Sie sie also auch jetzt mit Liebe, sowie ich sie Ihnen mit freundschaftlichem Herzen sende, nebst den besten Wünschen zur Fortdauer für lange Jahre

des schönsten und besten Glücks. Bei dem Geldbeutel, der von meiner eignen Hand verfertigt ist, werden Sie, wie ich hoffe, die darinnen befindlichen Fehler mit Güte übersehen. Ein kleines Bild, das drinnen liegt, soll Ihnen zuweilen an eine Person erinnern, die Ihnen aufrichtig liebt und schätzt.

Unsere Winterbelustigungen sind ganz gut; die Theatergesellschaft ist nicht unter die schlechten zu rechnen und macht uns manchen guten Abend ...

Wie gefallen Ihnen, liebe Mutter, die Luftreisen, die jetzt Mode werden? Nicht wahr, das wäre eine Lust, wenn Frau Aja sich in der Luft transportieren und bei mir in Tiefurt: „Aus Lüften hoch, da komm ich her" singen könnte! Was das für ein Gaudium sein könnte!

Der Herr Sohn ist nach Ilmenau in Bergwerksangelegenheiten. Sie wollen Silbergruben suchen und Weimar damit reich machen. Gott gebe sein Gedeihen!

Wie hat Ihnen der ‚Wilhelm Meister' gefallen? Es wird wohl wieder ein Meisterstück von unserm Herrn Wolf werden. Da ist Leben drin! Er ist ein Prometheus, der sich seine eigene kleine Welt schafft.

Adieu, liebe Mutter! Ich küsse Sie tausendmal. Behalten Sie mich lieb, so wie ich immer die Ihrige sein werde.

An Merck.

Weimar, 25. April 1784.

Ihre Elefantenknochengeschichte scheint Sie von aller menschlichen Gesellschaft abzuschneiden. Man sieht nichts

von Ihnen und hören tut man nichts als von Knochen und Gerippen. Bei allem dem nehme ich doch das Herz, mich an Sie zu wenden, weil meine Bitte an Sie ziemlich in Ihr jetziges Wesen einschlägt.

Vor kurzem habe ich Campers Rede in der Malerakademie gelesen, die mir durch ihre Gründlichkeit und Wahrheit sehr gefallen hat. Ich wünschte, wo möglich, einige Zeichnungen des menschlichen Kopfes von Camper zu bekommen. Sie müssen wissen, lieber Merck, daß ich seit einiger Zeit mich auf Porträtmalerei gelegt habe und man mir schmeichelt, daß ich in der Gleichheit ziemlich glücklich sein soll. Um nun etwas vollkommener in dieser Kunst zu werden, wünschte ich sehr einige solche Zeichnungen zu sehen, wie Camper den Kopf des Menschen einteilt, und da ich gehört habe, daß Sie dieses Frühjahr das Glück haben werden, ihn selber zu sprechen, so bitte ich, wo möglich, bei dieser Gelegenheit mir solche zu verschaffen, doch ohne meinen Namen zu nennen.

Übrigens, lieber Merck, würde ich mich sehr freuen, Sie einmal wieder zu sehen. Ziehet Sie gar nichts mehr als Knochen an, so können auch wir mit einem ganzen Anger voll dienen.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in gutem Andenken!

Der Holländer Petrus Camper galt damals für den größten Anatomen. Merck besuchte ihn; Goethe bemühte sich vergeblich um Campers Zustimmung zu seiner Entdeckung des Zwischenkieferknochens.

An Merck.

Tiefurt, 29. August 1785.

Ich bin nunmehr im Besitz von dreien Ihrer Briefe, ich habe aber mit Willen mit einer Antwort angestanden, da ich von Ihnen erfuhr, daß Sie durch ein ganz eigenes Schicksal des Himmels mit frischen Herzogen Sächsisch-Ernestinischer Linie [von Gotha und Koburg] in der Welt herumgetrieben wurden. Um Sie auf keine Weise in Ihren mannigfaltigen Betrachtungen über diese neue Bekanntschaft und die Mannigfaltigkeit Ihrer Reisegesellschaften zu stören, habe ich Ihre Zurückkunft in Darmstadt abgewartet.

Gewiß, lieber Merck, Sie sollten eine kleine Reisebeschreibung auf Spekulation herausgeben! Ihre lebhafte Darstellung von Dingen, die Ihnen und andern ehrlichen Leuten vor einigen Jahren begegnet sind, ist so hinreißend, daß es auch Andere in diese glückliche Illusion wieder versetzt. So wenigstens war es mir, als ich Ihren Brief von Köln datiert las. — —

Die Gegenden der Schweiz gefallen mir sehr; sie sind reinlich und mit Geschmack gemacht; aber ich muß gestehen, daß ich vergessen habe, was sie eigentlich kosten, und das ist doch eine Hauptsache bei der Kunst!

Unterdessen, daß Sie und fast alles von hier diesen Sommer herumschwärmten, habe ich mich in mein kleines Tiefurt zurückgezogen, und meine Gesellschaft war der alte Professor Öser von Leipzig, der fünf Wochen bei mir wohnte und bei dem einem auch bei dem unfreundlichsten Wetter, womit uns dieser Sommer heimsuchte, keine Stunde zu lang wird.

An Merck.

Weimar, 9. Oktober 1786.

Wie sehr freut es mich, daß doch noch etwas in der Welt existiert, das Ihnen Gelegenheit gibt, an uns zu denken. Ohne die schweizerischen Aussichten hätte der Herr Kriegsrat wohl so bald keinen Laut von sich gegeben! Doch, ohne Rankūne dank' ich Ihnen von Herzen für Ihren Brief und für die Aussichten, womit ich mein Tiefurt ausschmücken werde.

Durch die malerische und poetische Beschreibung der Reise, die Sie diesen Sommer gemacht haben, haben Sie mir das Wasser in den Mund kommen machen. Wollte der Himmel, daß ich einmal so glücklich wäre, mit Ihnen eine solche Reise zu machen! Jedermann, der das Land [die Schweiz] gesehen, ist enthusiasmiert sowohl von den Lokalen als auch von den moralischen Erscheinungen daselbst.

Endlich habe ich auch das Glück gehabt, den großen Züricher Propheten [Lavater] kennen zu lernen. Er kam von Bremen zu uns, blieb aber zu kurze Zeit, nämlich nur anderthalb Tage, daß ich von ihm etwas Konsequentes sagen könnte. Doch leugne ich nicht, daß er mir sehr gefallen hat. Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht, wirken wohl stark auf die Menschen. Besonders, sagt man, auf die Weiber. Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein, denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle ebensogut bekleiden würde als jetzt die von einem Premierminister Christi.

An Merck.

Weimar, 25. Februar 1787.

Lieber Merck! Es sollte mir sehr schmeicheln, auch nur von ferne etwas beitragen zu können, Ihrem jungen Protégé bei seinen Fortschritten nützlich zu sein. Glauben Sie also, daß es ihm einige Ermunterung sein könnte, diesen Kupferstich ferner zu bearbeiten, so würde es mich freuen, von einem so vielversprechenden Künstler gestochen zu werden.

Ich will bei der Frau Aja ein gutes Wort einlegen, daß sie Ihnen die Extrakte aus ihres Sohnes Briefen, die er von Rom aus schreibt, kommuniziert. Soviel kann ich Ihnen sagen, daß er sehr wohl ist und sich da wie einheimisch findet. Er gehet fast mit keinem andern Menschen als mit dem jungen Tischbein um. Wenige Menschen gibt's und wird es geben, die Rom auf solche Weise sehen und studieren wie er.

An Merck.

Weimar, 6. Januar 1788.

Daß ich Ihnen, lieber Merck, auf Ihren Brief vom 23. November nicht eher antwortete, ist nicht ganz meine Schuld. Ein Vorhaben, mit welchem ich schon längst schwanger gehe und dieses Jahr wohl in Ausübung bringen werde, hat mich an manchem gehindert.

Die Arbeit des jungen Kupferstechers, von welcher Sie mir einige Blätter geschickt haben, gibt die beste Hoffnung, und ich habe gar nichts dagegen, wenn er Lust hat, um sich in seiner Kunst zu üben, diese Arbeit fortzusetzen

und sich dem Publikum dadurch bekannt zu machen. Sie werden auch die Güte haben, lieber Merck, dem jungen Mann beiliegende Kleinigkeit zur Entschädigung in meinem Namen zu geben, daß er keinen besseren Gegenstand wählte.

Ihre Reise nach der Schweiz muß sehr viel Reiz für Sie gehabt haben; die interessanten Bekanntschaften, die Sie gemacht haben, sind beneidenswert. Doch, lieber Merck, auch ich muß Ihnen eine Eröffnung von etwas machen, worauf sich meine Entschuldigung zu Anfang meines Briefes bezog: nämlich die von meinem Vorhaben, dieses Jahr eine Reise nach Italien zu machen!

Was sagt der Herr Kriegsrat dazu? Ist das nicht ein kühnes Unternehmen?

Im Monat August geht die Reise vor sich. Wie glücklich bin ich, einmal meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen und das schöne natur- und kunstreiche Land mit eigenem Auge zu sehen und zu genießen! Goethe wird wohl Ostern zurückkommen, doch ist es noch nicht ganz gewiß. Er ist fleißig in allem Betracht, und wir werden ihn wie neugeboren wiedersehen. Ich glaube, Italien ist für uns, was der Fluß Lethe den Alten war: man verjüngt sich, indem man alles Unangenehme, was man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborener Mensch wird.

Oft werde ich bei den schönen Kunstsachen, die ich da sehen werde, an Ihnen denken. Ich hoffe, lieber Merck, daß Sie mir Ihren Segen zu dieser Reise geben.





Personen- und Sachverzeichnis

Die fürstlichen Personen sind unter ihrem Vornamen aufgeführt. Die römischen Ziffern I und III bedeuten, daß die betr. Personen oder Gegenstände auch in dem vorhergehenden oder dem folgenden Teile dieses Werkes über Herzogin Amalie behandelt sind. (I: ‚Das vorgoethische Weimar'; III: ‚Ein Lebensabend im Künstlerkreise'.) Ein Sternchen bei der Seitenzahl weist auf eine Abbildung hin.

A.

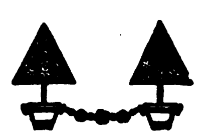
B.

H.

J.

S.

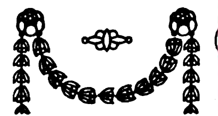
Z.



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

258VII07

Stunden mit Goethe

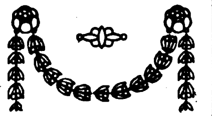


Jährlich
vier Oktavhefte
mit Abbildungen.
Preis eines Heftes

1 Mark.

Jedes Heft
ist in sich abgeschlossen.





Mit
vielen Abbildungen.
Vollständiger Jahresband **elegant gebunden**

5 Mark.

Jeder Band
ist in sich abgeschlossen.



Wir schließen auch diesmal unsere Besprechung mit einer **warmen Empfehlung** der trefflichen Zeitschrift, die **jeder Hausbücherei** dank ihrem ernsten Inhalte und ihrer reichen Ausstattung zur Zierde gereicht.

Dresdener Journal.

„Stunden mit Goethe". Der Name ist glücklich gewählt, er bezeichnet klar, was die Heftchen uns bedeuten können. Man muß durch Jahre erfahren haben, wie fruchtbar ein solcher Verkehr uns sein kann, um das Unternehmen, das ihn soviel leichter machen, vielleicht manchen, denen die Goethe-Bibliothek fehlt, erst ermöglichen kann, mit Freuden zu begrüßen.

Berliner Tageblatt.

Wenn durch die **gebildeten Kreise des** Deutschtums offensichtlich eine Strömung geht, die dem Bedürfnis entspringt, aus einer Periode der Abkehr wieder einzulenken in den **Idealismus unserer klassischen Literaturperiode,** so wird diesem Bedürfnis durch die „Stunden mit Goethe" in **geradezu mustergültiger Weise** Rechnung getragen.

New Yorker Staats-Zeitung.

„Stunden mit Goethe": Das ist ein Wort, welches für jeden von uns einen **feierlichen Klang** hat. Es ist ein glücklicher Gedanke, mit diesem Unternehmen gerade jetzt hervorzutreten; denn wir brauchen eine immer wiederholte **Anregung,** damit möglichst viele **zu Goethe selbst** hingeführt werden, sich immer mehr in ihn vertiefen durch Lesen seiner Werke und von der Welt, die der Name „Goethe" bezeichnet, so viel sich erobern, als **das** Werden **ihres** eigenen Wesens fördern kann.

Monatsschrift für höhere Schulen.

Was Goethe-Gesellschaften und Vereine vergaßen: **Goethe ins Leben** hinaus wirken zu machen, das tut Bode **so gut, kurzweilig** und **geschickt, so treu** und **beredt,** daß wir der Zeitschrift die gleiche Teilnahme wie seinen Goethebüchern herzlich wünschen.

Kunstwart.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen

Herausgegeben von Anna v. Sydow.

II. Band:

Aus der jungen Ehe

1791—1808.

Dritte Auflage.

Elegant geheftet **Mk. 6,50,** in geschmackvollem Geschenkeinband mit Goldschnitt **Mk. 8,—.**

Den ersten Teil dieses Briefwechsels las man mit dem Interesse eines Kulturhistorikers, der fremdartigen, verblichenen Gefühlsäußerungen spürend nachsinnt. Die Briefe aus der ersten Zeit des Ehestandes greifen mit jener Macht ans Herz, die von reinem Menschentum ausgeht, und fügen den Ehetraktaten deutscher Zunge einen der lautersten und frömmsten hinzu.

Frankfurter Zeitung.

Aus dem glücklichen Brautpaare ist ein glückliches Ehepaar im schönsten und höchsten Sinne des Wortes geworden. In diesen Briefen werden Töne angeschlagen, die ihnen für unsere Sprache einen unvergänglichen Wert verleihen; was so wahr und tief empfunden und mit Worten alles umfassender Liebe zum innigen, oft erhabenen Ausdruck gekommen ist, darf und kann die Zeit nicht verwehen, wie der Wind den Meeresschaum und wie der wankelmütige Geschmack die oberflächlichen Erscheinungen der Tages- und Modeliteratur.

Karl Witte in der Neuen preuß. (†) Zeitung.

Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

4 Plates
11 Portraits
[illegible]